



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o 23.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Die sechs Männer verneinten das einstimmig. Der Neger habe — so sagten sie — das Steuer von Gurbaven an nicht verlassen, und vorher könnte er das Schiff nicht angezündet haben, weil sonst der Brand früher ausgekommen sein müßte.

„So könnte irgend eine Unvorsichtigkeit der Grund sein?“ frug jetzt der Verteidiger, Herr Simson, die Mannschaft, — „vielleicht Selbstentzündung des Berges, das über und zwischen dem Wein lag?“

„Wohl möglich,“ gaben die Leute zurück. „Aber in der Kürze der Zeit und ohne Durchdringung, die nicht stattfand, kaum glaublich,“ setzte der erste Maschinist hinzu.

„Was geschah in den Nächten, als Sie stets allein mit dem Schwarzen Wache hielten?“ frug jetzt der Staatsanwalt Paul, — „diese Wachen, zu welchen nur Sie und der Neger ausgewählt wurden, sind in hohem Grade verdächtig. Gestehen Sie die Wahrheit,“ ermahnte er eindringlich. „Hier ist der Angelpunkt, um den sich Alles dreht. Sie geben uns dadurch Aufklärung, daß der Brand des Schiffes geplant war, daß Jemand ein Interesse an der Vernichtung des Schiffes und seines Inhaltes hatte — daß kein unglücklicher Zufall, kein Versehen Ihrerseits stattgefunden, geben Sie ja zu, — an eine Selbstentzündung glaube ich nicht. — Sie hatten keinen Grund, das Schiff anzuzünden, wenn nicht auf Geheiß jener nächtlichen Unternehmungen wegen; nennen Sie uns diesen Auftraggeber. Sagen Sie, was in jenen Nächten auf dem Schiffe geschah. Sie verhehlen uns etwas. — Entdecken Sie, was wurde auf dem Schiffe ausgeführt?“

Der Kapitän warf einen seiner seltsamen, glühenden Blicke auf den jungen Mann auf der Anklagebank.

„Sagen Sie die Wahrheit, was geschah in jenen Nächten?“ wiederholte der Staatsanwalt. — „Es ist dies der einzige Weg, auf dem Sie die schwere Last des Geschehen, das Sie treffen wird, mildern, abschwächen können,“ ermahnte noch einmal der Ankläger. — „Sie verhehlen uns etwas, was wurde ausgeführt damals?“

„Ich weiß nichts darüber,“ sagte Paul leise.

„So will ich es Ihnen

sagen,“ rief der Staatsanwalt jetzt mit erhobener Stimme, „in jenen Nächten geschah die Vertauschung der Waaren des Schiffes auf Geheiß des Kapitäns gegen wertlose, die verbrennen sollten, und wenn Sie jetzt nicht die Wahrheit gestehen — so machen Sie sich der Theilnahme auch an diesem Verbrechen, dem Betrüge, verdächtig. Sie sind dem Gesetze nach verpflichtet, ja gezwungen, uns darüber Klarheit zu geben.“

„Nein, er braucht nichts auszusagen!“ erscholl jetzt eine weiche, aber durchdringende Frauenstimme von der ersten Bank des Zuschauerraumes — „denn der Kapitän ist sein Vater.“

Bei dem Erörtern dieser Frauenstimme hatte der Kapitän sich erschreckt von seinem Sessel erhoben, die bleiche Frau, welche das rief, wie geistesabwesend angestarrt, die Lehne des Sessels krampfhaft gepackt, geschwankt und sich dann schwer niedergesetzt.

Es gab einen unbeschreiblichen Tumult hinten im Zuschauerraum, vorn bei den Richtern im Saal.

Der Präsident läutete, die Amtsdienner eilten hin und her und Fräulein Elmenreich, denn diese war es, welche auf Blomkist's Rath im Zuschauerraum Platz genommen, aber ganz gegen seine Instruktion, von der Erregung überwältigt, die Worte hinausgerufen hatte — wurde als Zeugin in den Saal citirt.

Nachdem die Sache nun einmal geschehen, leitete Herr Blomkist die vor Aufregung bebende Dame selbst in den Saal. Sie ging muthig auf den Richtertisch zu und gab

aus der kleinen Mappe, die sie in der Hand hielt, Papiere in die Hand des Präsidenten.

Währenddessen hatte der Verteidiger sich Paul genähert und ihm einige Worte zugeflüstert, und Blomkist trat an den Richtertisch und hatte eine kurze Unterredung mit dem Präsidenten.

Es vergingen einige erwartungsvolle, schwere Minuten in denen Alles wieder lautes Schweigen, man hätte eine Nadel im Saale fallen hören können.

Jetzt erhob sich der Präsident und verkündete:

„Es ist so, wie diese Dame hier erklärte, dieser junge Mann ist der rechtlich beglaubigte Sohn des Kapitäns van Heeren.“

„Dann mache ich,“ rief Paul sofort darauf mit bebender Stimme, „von der Rechtsvergünstigung Gebrauch, die Zeugenaussagen in dieser Sache, in welcher Kapitän van Heeren soeben als der Urheber des Brandes hingestellt werden, zu verweigern.“

Der Kapitän gab einen seltsamen Laut von sich. —

Frau van Heeren eilte auf ihren Sohn zu und schloß ihn in ihre Arme, dann stürzte sie auf den Kapitän zu, laut weinend, mit offenen Armen, — der Kapitän sah da, das Haupt auf die Brust gesenkt, und rührte sich nicht. — Frau van Heeren hob ihm den Kopf auf, um ihm in's Gesicht zu sehen — mit einem gellenden Aufschrei sank sie zu Boden. Des Kapitäns Augen waren verglast, sein Mund stand weit offen, schief.

Er war todt, ein Schlagfluß hatte sein Leben geendet.

Er hatte am heutigen Tage gerade sein siebenzigstes Lebensjahr zurückgelegt.

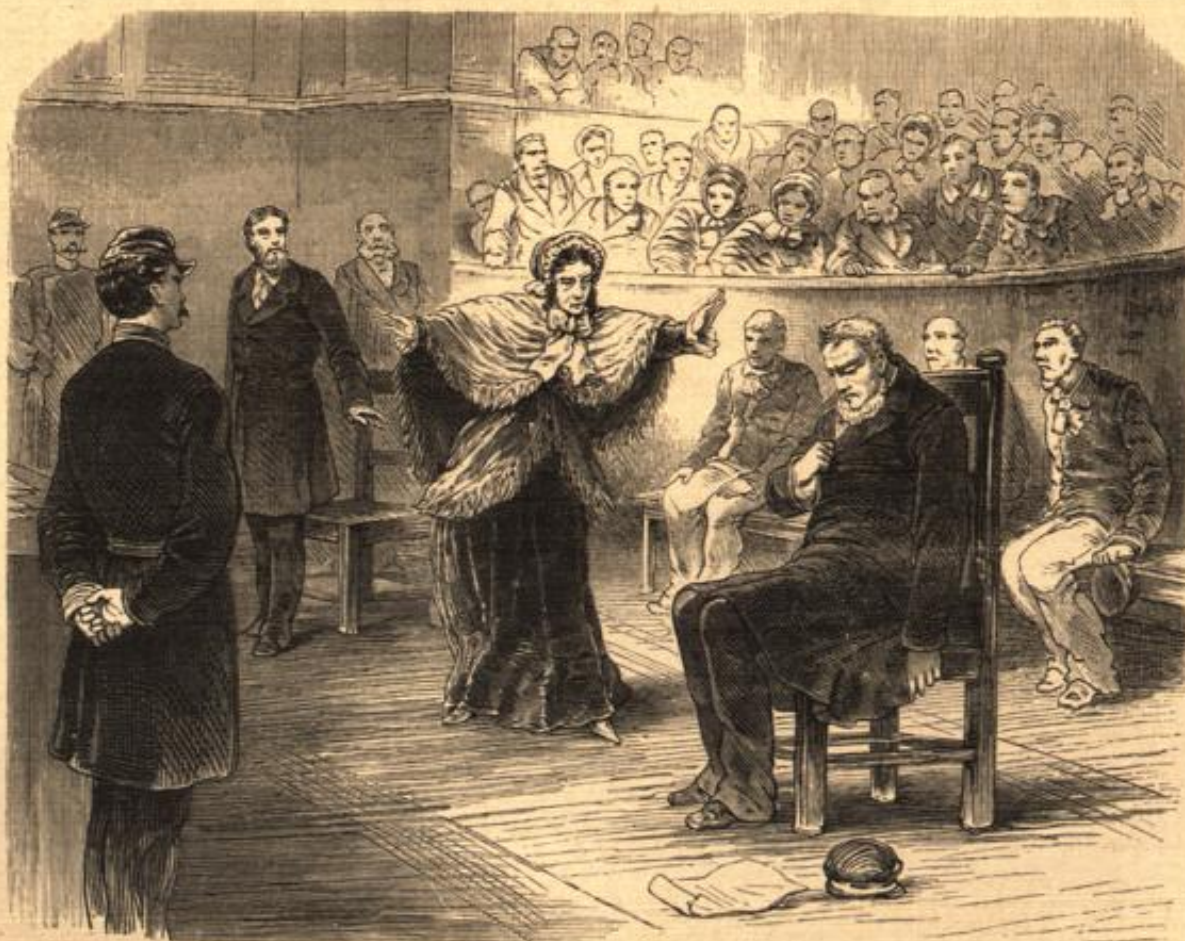
Im Zuschauerraum riefen hundert Stimmen tumultuös nach einem Arzt. Gerichtsboten erschienen und eilten davon. Aerzte kamen.

Nachdem jetzt ärztlich festgestellt, daß der Kapitän unbestreitbar todt war, wurde die Sitzung aufgehoben, das Publikum strömte laut und geräuschvoll aus dem Saal, und Paul Sivers wurde wieder in sein Haftzimmer zurückgeführt.

Der Kapitän ward begraben, und daß er nicht einen Tag länger gelebt, war für ihn sehr gut, denn er hätte keine große Freude mehr gehabt an dem, was ihm die Zukunft brachte.

Am nächsten Tage gelangte schon zu Herrn Simson aus Krenstadt die Nachricht, daß in Folge seiner Winke der Schiffer Jansen abgefaßt worden sei, als er Uhren, in Cementstücken verpackt, dort einschmuggeln wollte, — diese Uhren wurden als dieselben erfunten, welche van Heeren in Hamburg aufgenommen und die mit der „Donna Anna“ verbrannt sein sollten.

Hinsichtlich des Weines gestand zwar Jansen nichts ein, jedoch war das un-



Die „Donna Anna“. Ueberraschung.

weientlich. Der Grund, weshalb das Schiff angezündet wurde, war jetzt gefunden und als unumstößlich festgestellt. Der Keger hatte dasselbe nicht angezündet. Von der Mannschaft konnte, wie die Untersuchung dargethan, die auch keiner ausgeführt haben. Es blieb also nur der Kapitän und Paul Evers übrig, und Paul konnte nur im Interesse des Kapitans gehandelt haben. Dieß widerlegte in der Schlussverhandlung, die einige Tage später stattfand, der Verteidiger Paul's, Herr Simson, glänzend.

„Sobald der junge Mann, welcher in dem heißen Raum unten nicht schlafen konnte,“ entwickelte der Verteidiger vor den Richtern in dem wieder vollgepfropften Gerichtssaal, „das Feuer entdeckte, stürzte er auf das Deck und schrie: „Heuer.“ Darauf packte ihn der Keger, und der Kapitän ließ ihn in's Wasser werfen, ohne einzuschreiten — jedenfalls weil dieser junge Mann mehr gesehen hatte, als er hätte sehen sollen, und das ist auch der Grund, weshalb der Angeklagte die Aussage verweigerte und in manchen Dingen nichts wissen wollte. Zuerst verweigerte der Angeklagte das Zeugniß gegen den Kapitän, weil er in ihm den Vater einer von ihm hochverehrten Dame sah, welcher er zu unbegrenzter Dankbarkeit sich verpflichtet fühlte, — dann konnte er mit Recht die Aussage verweigern, weil sie gegen seinen Vater gerichtet gewesen wäre. — Der Direktor unserer Entdeckungspolizei, Herr Blomfist, theilte dem Kapitän einige Tage nach den in Spiekerooge und in der Voruntersuchung gemachten Auslassungen des van Heeren diesem mit, daß jener junge Mann, der zuerst für ertrunken galt, sein vor zwanzig Jahren in Paris ausgelegter Sohn sei — und so viel menschliches Gefühl befaß auch der Kapitän van Heeren, diesen seinen Sohn nicht durch lügenhafte Aussagen in's Zuchthaus bringen zu wollen, — das, meine Herren, war die Veranlassung zu der plötzlichen Aenderung in der Aussage van Heeren's. Ich bin fertig. Ich brauche weiter nichts zur Rechtfertigung des Angeklagten zu sagen. Dieser Mann bedarf gar keines Verteidigers mehr. Sie werden diesen jungen Mann von der fälschlichen Anschuldigung der Brandlegung freisprechen, daran ist ja gar nicht zu zweifeln!“ schloß Herr Simson.

Die Geschworenen gaben einstimmig das Verdict „unschuldig“.

Es erfolgte die formelle Freisprechung des Angeklagten und eine Ehrenentlassung seitens des Staates.

Die Mannschaft der „Donna Anna“, Herr Blomfist und der Verteidiger schüttelten Paul glückwünschend die Hände. Dieser eilte aus dem Saal, um sich sofort zu seiner Mutter, welche Herr Blomfist im Hotel de l'Europe untergebracht hatte und die in Folge der Reiseanstrengungen und der Aufregung der letzten Tage leidend war und nicht ausgehen konnte, zu begeben.

Erst jetzt wurde das Wiederfinden von Sohn und Mutter gefeiert, jetzt, da er als schuldlöser Mann zu ihr kam. Es war merkwürdig, wie ähnlich Mutter und Sohn sich sahen, und Herr Blomfist, der eine Stunde später zu Besuch sich bei ihnen einstellte, behauptete, daß fast ohne Beweise, nur auf den Vergleich der Beiden hin die Sache sich hätte durchsetzen lassen, — „nun, das hatten wir glücklicherweise nicht nöthig,“ setzte er lächelnd hinzu. „Aber meinen weisen Lehren nach haben Sie doch nicht gehandelt, Frau van Heeren.“ Sprach Herr Blomfist weiter. — „Sie sollten aus der Entfernung Ihren Sohn und auch Ihren Mann, von dem ich Ihnen gleichfalls Kunde gegeben, daß er hier sei, erst sehen, sich an ihren Anblick gewöhnen, sich in die unerhörten Dinge finden, damit Sie nachher ruhig Ihre Aussagen machen konnten, — daß Ihr Sohn nicht gegen den Vater Zeugniß abzulegen brauchte, sagte ich Ihnen nur zur Orientirung, damit Sie wissen, um was es sich eigentlich handelte. Es wäre besser gewesen, wenn Sie gewartet hätten.“

„Meine Angst, mein Gefühl war zu stark,“ entschuldigte sich Frau van Heeren, — „ich dachte an keine Verschrift mehr, ich sah nur, wie der Sohn am Ende als Anschuldiger des Vaters auftreten könnte, und ich liebte van Heeren noch, trotzdem er ja schlecht an mir gehandelt. — Ach, wenn er hätte leben können!“ schluchzte Frau van Heeren.

„Das wäre schlimm für ihn,“ sagte Herr Blomfist halbblau, Paul ansehend. Dieser nickte und beide Männer beschlossen so stillschweigend, der alten Dame nichts von dem weiteren Verlauf der Sache mitzutheilen und sie in dem Glauben, daß die „Donna Anna“-Affäre nicht aufgeklärt werden sei, zu lassen.

Zweihunddreißigstes Kapitel.

Die Versicherungsgesellschaft zahlte nach diesen Entdeckungen natürlich für die verbrannte „Donna Anna“ und deren Ladung nichts, und über das Vermögen des Kapitans van Heeren wurde in Folge dessen der Konkurs eröffnet.

Die Ueberschuldung des alten Seefahrers war nicht sehr bedeutend, trotz des Verlustes bei der „Donna Anna“ von über hundertundfünfzigtausend Gulden, nach Verkauf der Gemälde im Stadthaus nicht höher als etwa fünfzigtausend Gulden — der „Hobbema“ allein ging nach Berlin für zweiundzwanzigtausend Thaler.

Für Klas jedoch fiel gar nichts ab, seine so lange und sehnlichst erwartete Erbschaft hatte sich in eitel blauen Dunst aufgelöst, und als er jetzt Kosein am Eingang zu einer

jener kellerartigen Küche der Stadt, wo man glühende Kohlen zum Feueranmachen verkauft, aufsuchte, sagen wir nur dreißt, ihr auflauerte, war der Empfang von Seiten Kosein's kein rosigter.

„Da kommst Du nun her, mit dickem Kopf und leeren Händen. Jetzt laß Dir davon einen Garben und nimm Dir eine Frau, das wird ein schöner Haushalt werden.“ So begrüßte ihn seine Verehrte.

„Du bist sehr hart, Kosein!“ erwiderte Klas kleinlaut. „Ich soll wohl noch tanzen und Lieder singen?“ fragte Kosein. „Jetzt habe ich mich ein und ein halbes Jahr mit Dir herumgezogen, die schönsten Partien ausgeschlagen, denke nur an den Härber von Grönningen — und jetzt sitze ich da.“

„Der Härber hat gesagt, er glaubte, Du habest etwas Geld, weil Du diese schönen Goldschilde trägst,“ wußte Klas einzuwerfen.

„Was, das hat Dir dieser Lump, dieser Schlingel gesagt?“ rief Kosein aufgebracht. „Er hatte mich als seine Braut ausgegeben und Schulden auf meinen Namen gemacht.“

„Na, siehst Du, Kosein, das habe ich doch nicht gethan,“ fiel Klas, dieß sich hoch anrechnend, ein.

Kosein biß sich auf die Lippen.

„Es hätt's Dir auch Niemand geglaubt, Du Dickkopf; die Leute würden schön staunen, wenn es hieße, die Kosein nimmt dieß Dromedar, diesen Klas,“ ließ jedoch die Jungfer sich schnell darauf vernehmen.

„Kosein, ein Kameel bin ich nicht, ich bin nicht schön, aber gesund und stark.“

„Und faul und schläfrig!“ unterbrach Kosein.

„Nein, nicht faul,“ fuhr Klas fort. „Ich habe auf die Erbschaft spekulirt, das war dumm. Ich hätte nicht darauf rechnen und für mich etwas anfangen sollen, aber ich habe so gearbeitet für den Kapitän, daß ich recht wohl auf einen Lohn für die langen Jahre rechnen konnte, ich habe ja auch gespart und Dir meine Ersparnisse aufzuheben gegeben, es sind doch immer dreihundert Gulden.“

„Profit Mahlzeit,“ sagte Kosein, „das geht gerade für mein Gevatterinnenstübchen auf, — damit können wir nicht anfangen.“

„So hoch willst Du hinaus?“ stotterte Klas erschreckt und sah Kosein ganz entsezt an. „Ja, wenn Du es so haben willst, dann laß ich ja gar nicht auf Dich warten,“ und Klas machte Miene, sozusagen mit hängenden Ohren davon zu schleichen.

„Halt! Wo willst Du hin?“ rief ihm Kosein zu, „das siehst Du ähnlich, jetzt in den Keller zu gehen und zu beulen, Du bist mir ein rechter Mann, aus Dir wird in Deinem Leben nichts, wenn Du Alles, was Dir nicht in's Maul hängt, gleich aufgibst.“

„Du willst mich ja nicht,“ sagte Klas betrübt.

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte Kosein spit.

„Wenn Du gleich ein Gevatterinnenstübchen willst, kannst Du mich ja gar nicht haben wollen.“

„Aber wenn ich mir das Gevatterinnenstübchen für mein Geld einrichtete?“ sagte Kosein.

„So, hast Du auch etwas gespart?“ forschte Klas gespannt.

„Ja wohl, aber nicht, daß der Herr es mir durchbringen kann,“ fiel Kosein ein. „Ich will Dir etwas sagen,“ fuhr sie fort, „der Kapitän ist todt und das Fräulein bleibt jetzt bei ihrer Tante, die sehr reich ist und schon drei Mädchen hat. Das Fräulein kann mich nicht für eigene Kosten halten und ich habe gesagt, daß sie sich meinetwegen keine Sorgen machen soll. Ich werde sie lieb behalten und ihre Kosein sein wie immer, wenn ich auch nicht mehr in ihrem Dienst bin. Einen andern Dienst anzunehmen, paßt mir nicht mehr. Ich habe tausend Gulden gespart, geerbt — nun, ich hab' sie — Du sollst hier ein Stück Land dafür kaufen, es auf meinen Namen einschreiben lassen und anfangen, Gärtner zu werden. Ich werde Dich heirathen, weil Du sonst ganz zu Grunde gehst, und das wäre doch schade, weil Du ein ehrlicher Kerl mit gutem Herzen bist, — aber merke Dir, Klas — der Garten wird auf meinen Namen eingeschrieben und Du zahlst mir Rins, dafür wird Land zugekauft und das wieder mir eingeschrieben, und wenn Du Dich nicht ordentlich betragst, lasse ich mich einfach wieder scheiden und setze Dich aus dem Garten an die frische Luft.“

„Das wird nie geschehen,“ sagte Klas und wollte auf Kosein zu, um sie zu umarmen.

„Nicht hier bei der Feuerküche,“ — rief diese erschreckt, „thue es wenigstens dort bei dem Kellervorsprung,“ und Kosein ging wie zufällig einige Schritte zurück, um Klas sein Attentat zu erleichtern. — Dann aber schob sie ihn schnell zurück, sagte, daß sie ihm schreiben wolle, wo sie sich nächsten Sonntag treffen und Alles genauer besprechen könnten, und eilte durch die fliesenbedeckte Straße dem Hause ihrer Herrin zu, indeß Klas langsam, aber sehr vergnügt nach seiner Herberge sich aufmachte.

Dreihunddreißigstes Kapitel.

Dortchen hatte durch Herrn Blomfist, der ihr Freund geworden durch die sehr eifrige Mitwirkung an der Freimachung Paul's, von Allem sofort Kenntniß erhalten, was sich im Gerichtssaale zugetragen, sie hatte aufregungsvolle Tage durchlebt — jetzt aber befand sie sich in einer Stimmung, so glückselig und fröhlich, daß auch ein gut Theil

davon auf ihren Vater, Herrn Ottomar Snider, überging. Dieser stellte sich jetzt vor, wie ganz anders es sein würde, wenn er seiner Tochter die Erfüllung ihres Wunsches erschwerte, vereiteln konnte er ihn ja nicht, — allerdings traf es ihn furchtbar, daß jener Mann der Sohn des Kapitans van Heeren sei, über dessen Vermögen der Konkurs eröffnet, der als Betrüger gestorben und im Gerichtssaal vor aller Menschen Augen in schmachvoller Lage den Geist ausgehaucht. Herr Snider weinte darüber in der Nacht, er hatte nicht geweint, als seine Frau starb, es hatte ihn entseztlich getroffen, aber Thränen kamen damals nicht aus seinen Augen. Jetzt jedoch, als er dachte, daß seine Tochter den Sohn dieses Mannes liebe, ihn heirathen wollte und heirathen würde, kamen ihm, der sich schwer seufzend auf seinem Lager wälzte, bittere Thränen in die Augen — dann als er am Morgen wie vernichtet, wie gerädert aufstand und das Glück von dem Gesicht seiner Tochter leuchten und strahlen sah, biß er die Zähne zusammen, um die aufsteigenden Gefühle hinunter zu würgen. — Er konnte seiner Tochter nicht in's Gesicht sehen, nicht im gleichen Zimmer, wo Dortchen so fröhlich waltete, bleiben, er ging fast eilig in sein Arbeitskabinett, er setzte sich in einen Winkel, wo er seit dem Tode seiner Frau, seit zwanzig Jahren nicht gewesen, und rang die Hände und schlug mit den Fäusten auf die Polsterlehnen der Stühle, daß es dumpf krachte. — Er saß lange finstern vor sich hinbrütend in diesem Zimmer und stöhnte, sprang auf und setzte sich verzweifelt wieder.

„Aber es ist ihr Glück,“ rief er dann nach einer langen, seltsam langen Pause. — „Ich kenne sie, es vernichtet ihr Leben,“ murmelte er weiter, — „ich kann es ihr nicht stören, — ich kann nicht. — Ich will freundlich dem Menschen gegenüberstehen, ich will ihn als meinen Schwiegersohn annehmen, — ich hoffe, er wird sie nicht zurückweisen. Denn es wäre für sie und ja dann auch für mich schrecklich.“ Der Kampf war ausgelämpft, Herr Snider hatte viele Wünsche, viele Hoffnungen begraben, aber er war ein Mann des schnellen, klaren Handelns, und er rechnete von jetzt an nur mit den Thatfachen.

Er begab sich in das Zimmer seines Kindes.

„Dortchen,“ sprach er die selig Träumende, die erschreckt bei der Stimme ihres Vaters aufsprang, an, „ich bin mit mir in's Reine gekommen. Er ist ein ehrlicher Mensch, trotz seines Vaters, — ich habe nichts dagegen, wenn er Dich liebt und Dich nicht um Deines Geldes willen nimmt.“

Dortchen fiel ihrem Vater um den Hals.

„Du bist ebenso gut, wie Du klug bist,“ sprach sie. „Du wirst schwer mit Dir gerungen haben,“ fuhr sie fort, „aber Du hast Dir auch dadurch die Liebe Deines Kindes an Dein Leben festgenietet, eine Liebe, Papa, die keine Macht der Erde je mehr trennen kann. Ob der Mann mich liebt, weiß ich nicht, Papa,“ fügte Dortchen hinzu, „aber glaubst Du, ich würde ihn lieben, wenn ich nicht felsenfest wüßte, daß er mich um meines Geldes wegen niemals, niemals nehmen würde? — Papa, möchte es sich nicht schicken,“ ließ jetzt Dortchen einschießen, „wenn Du dem Manne einen Besuch machtest, ihm Dein Bedauern über den unglücklichen Verdacht, in welchem man ihn gehabt, und Deine Freude über die glückliche Wendung der Sache ausdrücktest und ihn zu uns einladen würdest?“ Dortchen sprach die letzten Worte doch etwas leise.

„Und gleich den Freierwerber für Dich machte — das willst Du sagen; Du bist wahrhaftig nicht blöde,“ erwiderte Herr Snider. „Kann sage ich Dir, ich will mich fügen und Dir nicht entgegen sein, gebe Dir nur den kleinen Finger, nimmst Du nicht allein eine ganze Hand, nein, meine beiden zugleich. Warum verlangst Du nicht, ich soll zu ihm gehen und ihm sagen: Mein Herr, meine Tochter liebt Sie, kommen Sie um's Himmels willen und lieben Sie sie wieder.“

„Geh, Papa, mit Deinen Uebertreibungen!“ warf Dortchen ein. „Ich kann doch nicht in Paul's Wohnung fahren und ihn einladen, — Du wirst doch nicht von mir verlangen, daß ich ihm Eröffnungen mache?“

„Ich verlange so etwas von Dir durchaus nicht,“ gab Herr Snider zurück. „An dem jungen Manne ist es, zu sprechen. — Wenn er etwas für Dich fühlt, wird er es schon sagen.“

„Er ist schüchtern und würde nie glauben, daß es möglich wäre — besonders nach dem, was Alles vorgefallen, daß Du ihm Deine Tochter gibst,“ sagte Dortchen nachdrücklich. „Du kannst ihm ja irgendwie eine Abnung zukommen lassen, daß Du ihn entschädigen wollest für das, was er so unschuldig eigentlich Deinetwegen ausgestanden.“

„Dah ich ihm dafür meine Tochter zur Frau geben wollte,“ fiel Herr Snider ein.

„Du bist abscheulich, Papa,“ zürnte jetzt Dortchen. „Mach' dem Paul einen Besuch und zeige ihm, daß Du ihn werthschätzt, und benimm Dich so, als ob Du ihn nicht als etwaigen Schwiegersohn zurückstoßen würdest. Das heißt, als wäre er ein Mann Deines, unseres Gleichen, und lade ihn zu uns ein in schöner Form — weiter verlan-ge ich nichts.“

„Wirklich nicht mehr?“ fragte Herr Snider. „Du gibst mir da eine schöne Rolle zu spielen auf, ich möchte nur wissen, wie ich all' die feinen Rüancen hervorbringen soll. Ich will Dir etwas sagen, ich werde Paul Evers einen Besuch machen und ihm sagen, daß ihm unser Haus von jetzt an als einem werthgeschätzten Hausfreunde offen

steht, und daß besonders meine Tochter sich sehr freuen wird, seine Bekanntschaft unter so veränderten glücklichen Umständen zu erneuern."

"Na, das ist genug, Papa!" rief Dortchen überglücklich; sie warf einen Blick auf die Uhr. "Es ist jetzt erst zehn Uhr Morgens, gehe gleich zu ihm, Papa, vielleicht besucht er uns noch heute."

Herr Snider mußte über diese Eile laut lachen. "Du bist und bleibst doch in Allem ein Kind," sagte er, "in Eigensinn und Zorn und auch so in Leidenschaft und Liebe. Jetzt haben wir zehn, um Elf möchtest Du womöglich schon seine Braut sein. Nun, ich werde gehen," schloß er, "ich muß sonst fürchten, Du hieltest es nicht aus und gingest selbst hin."

"Nein, das thäte ich denn doch nicht, das schiedte sich nicht," erwiderte Dortchen ernsthaft.

(Schluß folgt.)

Albanesische Frauen.

(Bild S. 269.)

Albanien ist die südwestlichste Provinz der europäischen Türkei, es ist ein Bergland voll schroffer, steiniger Höhen und schöner Waldplätze an den Abhängen. In den tiefen Thälern wächst dort Tabak in Fülle und reiche Olivenbaumwälder ziehen sich an der Küste hin. Die Bewohner jenes Bergdistriktes sind jedoch dem Ackerbau abgeneigt. Sie treiben Kinder-, Ziegen- und Schafzucht, und fast der einzige Handel Albaniens, der Bedeutung hat, ist die Lederexport. Die Albanesen sind hochgewachsene, schöne Leute, in ihren Gesichtszügen den Griechen des Alterthums ähnlich, nur meist sehr brünett. Ihre Gesichtszüge haben etwas Wildkühnes und ihr Auftreten ist herausfordernd, trotzig. Dem entspricht der Charakter dieses Volkes, die Albanesen sind kriegerisch, Kämpfe und Jagd ihr Lebenselement. Politisch sind sie in Stämme gegliedert, sie regieren sich patriarchalisch selbst und die Oberhoheit der Pforte hat bei der Beschaffenheit des Landes und dem Charakter der Albanesen nicht viel zu sagen. Einst sämtlich Christen, hat der Mohammedanismus jetzt bei ihnen sich außerordentlich ausgebreitet. In der Kleidung erinnern sie an die Griechen; der weibertartige Männerrock (Fustanella) ist das Hauptkleidungsstück, besonderer Werth wird auf einen kostbar gestickten Gürtel mit schönen Waffen darin gelegt.

Unsere Illustration führt uns eine Anzahl albanesischer Frauen vor. Diese zeichnen sich vor den Türkinnen aus durch schöne, kräftige Gestalten, energische, feurige Gesichter, durch Muth und Verstand; sie leben nicht so abgeschlossen als die türkischen Frauen, sie helfen den Männern bei der Hirtenbeschäftigung und treiben den notwendigen Feldbau. Sie sind so trotzig, fähig, rauh und leidenschaftlich wie ihre Männer und sehr sittenstreng. Ihre Kleidung, die buntfarbig und bei den Völkern der Gegend, ist türkischer Art, nur die Albanesen aus den hohen Bergen geben fast ganz griechisch. Die Unterchristen auf unserem Bilde überheben uns, die einzelnen Gestalten nach Ort und Art hier zu schildern.

In Kairo.

I.

(Bild S. 272.)

Wer nach Kairo reist, wird sofort eines der großen europäischen Hotels aufsuchen als Zuflucht- und Schutzhafen vor der braunen, gelben und schwarzen Bevölkerung, für welche der europäische Reisende das ist, was der König für die Fliegen. Dort aber, in dem großen Hotel, ist der Reisende sozusagen auf einer europäischen Insel mitten in dem mohammedanischen Strudel.

Wir führen unsere Leser zu einem der berühmtesten europäischen Gasthäuser, zum Hotel Shepheard. Hier finden wir englische Art, englisches Leben in Allem, englische Solidität und Geiegenheit und englische Preise. Einen Schritt aus dem gastlichen, behaglichen Mauern, und man ist dem ägyptischen Schmutz, der Unzuverlässigkeit, Trägheit, Aufdringlichkeit und der Spitzbüberei des dunklen orientalischen Volkes verfallen.

Unsere Illustration zeigt uns die Veranda des Hotels Shepheard. Wer dort ein Stündchen sich aufhält, genießt ein köstliches Bild kairo'schen Lebens und Treibens. An der Veranda braust der Strom des Lebens der Altstadt in vollster Farbenpracht vorüber und außerhalb lungert vor diesem europäischen Gasthaus alle jene originellen Figuren, welche von den geldgeputzten Engländern (Engländern) profitieren wollen. Da stehen die Gelungenen, die Barkenvermietten, die Kaffeeverkäufer, die Führer nach allen Sehenswürdigkeiten der Stadt und des Landes, die Freihändler von allen möglichen Seltenheiten, wie Muscheln, Krügen, Fächern, Früchten, Sämereien, lebenden und ausgestopften Thieren, Alterthümern, Schmuckstücken und hundert anderen Dingen mehr. In ihre Nationaltracht gekleidet, schreien und rufen sie durcheinander und preisen ihre Waaren den Fremden auf der Veranda an. Wehe dem, der von der Terrasse steigt und sich unter diese Gesellschaft wagt. Er hat einen wahren Sturm von diesem Volke auszuhalten, Jeder brüllt ihm in's Ohr, hundert Hände fassen ihn festzuhalten, ganz junge Krokodile, Papageien, Datteln, Rohrstäben, Korallen werden ihm unter die Nase gehalten, und häufig hilft nur der Stolz, um die Aufdringlichen fern zu halten und durchzudringen.

Sinnspruch.

In einer guten Ehe ist wohl das Haupt der Mann,
Jedoch das Weib das Herz, das er nicht missen kann.
Müder.

Leichter ist's, im Unglück nicht verzagen,
Als bescheiden großes Glück zu tragen.
Gaug.

Ein mörderisches Tagewerk.

Von

Paul Röper.

(Nachdruck verboten.)

Friedlich in einem Grunde, umgeben von wogenden Kornfeldern und prächtigen alten Obstbäumen, liegt ein Mühlengehöft; tagelang drehen sich die Räder über dem schäumenden Wasser, die Schwalben nisten unter dem Gesims des Wohnhauses und der klare Bach, der in Bogenlinien zwischen blühenden Wiesen daherkommt, mündet plätschernd und kleine Strudel treibend in den Mühlenleichen.

Hier, an seinen schilfumkränzten Ufern, von denen die Weidenzweige in die Flut hängen, hat die Wasserpijmaus ihr Heim, von wo aus sie ihre Raub- und Mordzüge zu Wasser und zu Lande ausführt. Kein Thier, das nur annähernd die Größe der Spizmaus hat, ist vor ihren Angriffen sicher; die Mordgier dieses mauegroßen, spitzrüsseligen, mit schwarzem Sammetpelz und weißen Unterleiden geschaffenen Thieres ist der des blutberauschten Tigers zu vergleichen.

Die Ruhestatt und Wohnstube befindet sich am Ufer unter einer Wurzel und ist so gewählt, daß ein Eingang oberhalb des höchsten Wasserstandes des Mühlenleiches immer trocken bleibt, ein anderer aber unterhalb des Kineaus zu ihr führt, innen aber ist sie mit weichen Wurzeln, Halmen und Wolle gepolstert.

Ein sonniger, köstlicher Sonntagmorgen ist angebrochen, die Mühlenräder ruhen, die fernen Dorfgeschloren rufen zur Andacht und über dem stillen Teich steigt singend eine Lerche in den blauen Aether, langsam rudern zieht eine Ente mit ihren kleinen, gelbbedauten Jungen auf dem Wasser zwischen den blanken Blättern der Wasserrose und dem Schilf dahin. Hier huscht ein Entlein von der Schaar ab, um dort eine Mäde oder Fliege zu ergasen, nicht unbemerkt von der Wasserpijmaus, die sich auf einem Stein, der etwas aus der Flut emporragt, verdeckt von den Blättern eines Weidenzweiges, in Hinterhalt gelegt hat und nun geduldig auf den Augenblick harret, da ihr ein Angriff gelingen könnte. Und wiederum huscht, unbeachtet vom sorgenden Mutterauge, ein Entlein einer Mäde nach, naht dem Hinterhalt — und mit einem Sprunge sitzt das Raubthier auf seinem Rücken, bemäht, es unter Wasser zu ziehen und zu ertränken, und da hiezu die Kraft fehlt, da die kleine Ente heftig zappelt, ihm den Hals auszureißen. Aber die alte Ente hat das jammernde „Parr, Parr“ ihres Jungen gehört und eilt flatternd herbei, leider zu spät — das kleine gelbe Ding ist bereits eine Leiche; die Maus aber springt fliehend vor dem übermächtigen Gegner in's Wasser und taucht behend in die Tiefe, der schwerfälligen Räuberin unerschrocken, um am Ufer, vielleicht mit mehr Glück, das Raubthier zu verfolgen.

Hier unter den Weidenbüschen und dem Koppstohl, der in langen Reihen, gleich einem aufmarschirten Regiment, daselbst, gibt's schöne fette Regenwürmer, und eine Henne hat ihre Küchlein glücklich hiehergeführt, damit auch sie einen Sonntagsschmaus haben sollen. Die Wasserpijmaus weiß da gut Bescheid, denn sie hat hier schon öfter gejagt zur Zeit, da die Mätker auf den Linden hausten, und auch die Henne mit ihrer Familie lange im Auge gehabt. Heute treiben's aber die Küchlein zu frech, sie laufen ja sogar trotz des Warnens der Mutter auf den Steinen umher, die in's Wasser ragen — das muß bestraft werden, die räuberische Maus ergreift einen zukünftigen Haushahn unverzüglich am Bein und zieht ihn in's Wasser, sich wenig um sein Geschrei bekümmend — er muß elend erkaufen.

Das wäre nun reichlich Nahrung für einige Tage, aber unser Pirat mordet nicht der Beute wegen, sondern wegen des Vergnügens. So sehen wir ihn denn, nachdem er seine Beute in einem Uferloch verborgen, was mit großer Anstrengung geheißen, denn das Rufen ist dreimal größer als der Mord, schon wieder auf dem Grunde des Teiches dahinflaufen, um dann, auftauchend, während die Luftbläschen zwischen den Sammethaaren seines Pelzes gleich Perlen schimmern, sich dem Spiele des Windhauches auf dem stillen Teiche zu überlassen.

Hortwährend schnüffelt und um sich sehend, hat der kleine Freibeuter Jorellen bemerkt, die, in der Sonne spielend, öfter aus dem Wasser fahren, eine Fliege zu ergasen — er taucht unter, sich so zu nahen, aber das Wasser ist zu klar, die Fische kennen sehr wohl ihren blutgierigen Feind und wissen sich zu hüten; er verjagt's, auf einem Wasserlinsenblatt sitzend, mit einem Sprunge, doch auch das mißlingt.

Heute ist in dem klaren Wasser nichts zu machen, begeben wir uns in den Bach; die Uferlöcher und Strudelfreien Stellen werden nach Hirschlaich durchsucht und Unmengen von Fischeiern gehen durch die schädliche Thier zu Grunde, das gerade diese Speise sehr liebt.

Rittlerweise ist's Nachmittag geworden und die Sonne brüht auf dem Wasser. Das ist ein herrliches Wetter für die faulen Karasche, die aus dem Schlamm hervorgekommen sind und nun in dichter Schaar, sich sonnend, am Ufer stehen.

Sie sehen einen Angriff machen, ist bei der Wasserpijmaus eins. Sie taucht unter, steigt unter dem Bausche der Fische, die in die Sonne starren, auf und fällt ohne Bedenken einen der goldgeschuppten Gesellen an, indem sie ihn, ihn in die Augen beißend, blendet.

Rasend vor Schmerz schließt der Fisch durch das Wasser, überall anstoßend, aber fest sitzt der Gegner, bis die Kräfte nachlassen und die Leiche, auf der Seite liegend, obenauf schwimmt.

Der Abend sinkt herab, die letzten Sonnenstrahlen vergolden die sprühenden Wassertropfen der Mühlenräder, die Nachtigall beginnt ihr Liebeslied und im Chor beginnen die Wasserfrösche, ihre grünen Köpfe zwischen den Binsen und Lilien aufredend, zu akkompagnieren, und auch die Thausfrösche begeben sich in ihre Reviere, dieselben nach Insekten abzufischen. Aber wie einer so harmlos dahinhüpft und glühend nach Raub ausschaut, naht das Verhängniß in Gestalt der Spizmaus, die derselben Jagd obliegt. Ehe der Frosch zur Besinnung gekommen, wie ihm geschehen, hat ihn das Raubthier beim Kragen, jämmerlich quakend eilt er dem Wasser zu — beide Kämpen stürzen in den Teich. Hier, wo dieser mordgierige Räuber gesündigt, wird er auch gestraft — ein großer Hecht, der unumschränkte Schreckensherrscher des Mühlenleiches, schließt herbei — und Frosch und Spizmaus sah man niemals wieder.

Die drei Heldenthaten des Isaak Satanow.

Humoreske

von

Sacher Masoch.

(Nachdruck verboten.)

Seligmann Tarnopol war ein bescheidener, aber er war auch ein kluger Mensch; wäre er nicht bescheiden gewesen, so hätte er nach Reichtum gestrebt und sich nicht sofort, als er sich im Getraidehandel ein kleines Vermögen erworben hatte, zur Ruhe gesetzt, und wäre er nicht klug gewesen, so hätte er weiter spekuliert und am Ende vielleicht, gleich vielen Anderen, das schwer Erworbene wieder eingebüßt. Aber er war auch ein guter Mensch, denn kaum hatte er sich das kleine Gut Wienza gekauft und war mit den Seinen in den ehemaligen Gelbfhof eingezogen, fand ein förmlicher Auszug aus Aegypten statt und alle seine Verwandten, Schwestern und Brüder, Schwäger und Nessen, ja sogar die Onkel und Tanten von Abraham's Zeiten kamen ihm auf den Hals, und die in seinem Hause keinen Platz mehr fanden, siedelten sich im Dorfe an. Wäre er nicht gut, wäre er neidisch oder geizig gewesen, er hätte ihnen Allen die Thüre gewiesen, aber nein, er war noch stolz und freute sich in ihrer Mitte wie ein Patriarch, den Kinder und Kindeskinde umgeben.

Da saßen sie denn in dem kleinen Hause wie Sperlinge in einem Storchennest, neben- und aufeinander, Tarnopol, seine Frau, die hübsche, statliche Marjem, ihre Kinder, fünf Töchter und zwei Söhne, die Mutter der Frau Tarnopol, Frau Bandelles, der Schwager Tarnopol's, der Talmudist Rubin Jenum mit seiner Frau, der Schwester der Frau Tarnopol und vier kleinen Kindern, ein jüngerer Bruder des Hausherrn, der ihm in der Wirtschaft half, eine Schwester desselben, welche die Küche führte, drei Mägde, der Knecht, der Kutscher und der Kuhhirte, und im Dorfe ein Schwager mit Frau und sieben Kindern, der Schneider war, zwei Brüder der Frau Tarnopol, der eine Krämer, der andere Schenkwirth, und mehrere entfernte Verwandte, von denen der eine Schächter, der zweite Viehhändler, der dritte ein Bauernkürschner war, sämtlich mit Weib und Kind und allerhand Gethier, und Alle zogen Geld aus dem guten, mitleidigen Tarnopol, und wie es schon unmöglich schien, in dem kleinen Hause auch nur einen Kanarienvogel unterzubringen, rückte eines Tages ein Kesse Tarnopol's, Isaak Satanow, mit einer alten Steinschloßpistole im Gürtel und einer Geige unter dem Arm an, und es fand sich richtig auch für ihn noch ein Plätzchen.

Dießmal hatte Tarnopol indeß am wenigsten Ursache, zu bebauern, daß er seinem mitleidigen Herzen nachgegeben hatte. Satanow war nicht gewöhnt, müßig zu sein, er griff überall tüchtig zu, es gab keine Arbeit, die ihm zu schwer oder zu schlecht gewesen wäre, so daß er bald Allen im Hause lieb und dem Hausherrn geradezu unentbehrlich wurde.

Sie hätten auf diese Weise, Alle zusammen, zwar etwas eng und beschränkt, aber zufrieden gelebt, wenn Eines nicht gewesen wäre.

Sie waren Alle, von Seligmann Tarnopol bis zu seinem dreijährigen Söhnchen Ruben hinab, entsetzlich furchtsam, und diese Furchtsamkeit peinigte sie von früh bis Abends und vom Morgen bis zum Abend, sie sahen sich überall und zu jeder Zeit von schrecklichen Gefahren umgeben und wurden bei Tag von bösen Ahnungen und Nachts von den haarsträubendsten Träumen gequält. Bei dem geringsten Anlaß gerieth das ganze Haus in Bewegung, und es sumimte dann in demselben wie in einem Bienenstock. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer in dieser ängstlichen Gesellschaft der Furchtsamste war, Tarnopol selbst oder die Großmutter, Frau Bandelles.

Tarnopol mußte häufig hin und her fahren. Er besaß einen alten Säbel, aber er hatte kein Vertrauen zu demselben, denn er fand es für gut, sich auch noch eine Pistole zu kaufen. Einmal wurde er richtig bei Nacht, im tiefen Walde, von Räubern angefallen und bis auf das Hemd ausgezogen. Als er, nur noch halb lebendig, nach Hause zurückkehrte, fragte ihn sein Schwager:

„Wo hast Du denn gehabt Deine Pistolen?“

„Wo werde ich sie gehabt haben?“ erwiderte er ruhig,

„zu Hause hab' ich sie gelassen.“

„Zu Hause? Warum hast du sie nicht gehabt bei Dir?“

„Hätt' ich sie gehabt bei mir,“ antwortete Tarnopol

überlegen, „so hätten die Räuber mir auch noch weggenommen die Pistolen.“

So ein Mensch war Seligmann Tarnopol, aber er fürchtete sich mindestens nicht vor einem Blatt, das zu Boden fiel, oder vor dem Pochen der Regentropfen an den Fensterscheiben, es gab aber nichts in der Welt, was nicht im Stande gewesen wäre, der guten Großmama Angst einzuflößen. Sie konnte erschrecken, wenn ihr eine Fliege in den Schooß fiel, sie fuhr zusammen, wenn ihr Jemand unerwartet guten Abend wünschte, und zitterte am ganzen Leibe, wenn sie im Dunkel plötzlich die Augen der Kasse leuchten sah, und doch war sie noch eine ganz hübsche und frische Frau, wie es nur bei einer Jüdin möglich ist, die mit fünfzehn Jahren Kinder und mit dreißig Enkel hat.

Es war für diese guten, ängstlichen Leute ein furchtbare Ereigniß, wie das Erdbeben zu Lissabon oder die Pest in Florenz, als an einem heißen Sommertage



1. Kaiser Josef am Pfluge. 2. Kaiser Josef verbrennt die Staatsschuldbriefe. 3. Der Kaiser gründet ein Hospital. 4. Feier am das Denkmal Josef's II. 5. Josef betritt Pöthgenheim. 6. Kaiser Josef und die Soldatenwitwe. 7. Könige und Gattinnen in der Gruft.



Russische Bergweibchen
(Kosovo und Pashlik)

Albanische Frauen.

Hohenschwarzer Albaner.

Wälder von Skutari im Herbst.

Albanische Frauen im Herbst.

Frau von Skutari im Aufbruch.
Russische Bergweibchen von Skutari.

Albanische Frauen. Zeichnung von F. von Meyen. (S. 267.)

wo die Sonne am kräftigsten brannte, ein fremder großer Hund mit weit herausabhängender Zunge durch den Garten vor das Haus kam und unmittelbar vor dem Eingange zur Veranda stehen blieb.

„Ein wütender Hund!“ schrie die Großmutter auf und stürzte in das Haus, um ihre Enkel in Sicherheit zu bringen, und gleich darauf schrie es rechts und links und oben und unten: „Ein wütender Hund!“ und im Augenblick waren alle Türen gesperrt und alle Jalousien geschlossen, so daß in allen Räumen eine ägyptische Finsternis herrschte.

Während Frau Tarnopol durch die Sprossen einer Jalousie aufgeregt den Hund, der sich vor dem Hause ausgestreckt hatte, beobachtete, verathschlagten die Anderen.

„Ich will steigen auf das Dach,“ sagte Tarnopol, „und will werfen einen großen Stein auf ihn.“

„Bist Du meischugge?“ freischte die Großmama. „Wie willst Du werfen einen Stein, wenn er beißt in den Stein —“

„So wird doch nicht wütend werden der Stein?“ unterbrach sie der Talmudist.

„Aber Der, der anrührt den Stein,“ sagte Frau Vandelles.

„So will ich ihm vorwerfen vergiftetes Fleisch.“

„Du hast Gift?“ schrie die Großmutter, „Gift hat er, hast Du gehört, mein Kind, hält ich doch gewußt, daß er Gift hat im Haus, war ich keine Stunde geblieben bei euch.“

Da trat zu rechter Zeit Jaak Satanow durch die Hintertüre herein, und Tarnopol gab ihm einen Wink mit den Augen und ging mit ihm in das Nebenzimmer.

„Traust Du Dich, Jaakleben, zu schießen?“

„Warum soll ich mich nicht trauen zu schießen?“

„Traust Du Dich, zu schießen auf ein wütenden Hund?“

„Warum soll ich mich nicht trauen, zu schießen auf ein wütenden Hund?“

„So nimm, Jaakleben, das Gewehr, was gehört meinem Bruder —“

In diesem Augenblicke stürzte von links die Großmama und von rechts Frau Tarnopol herein.

„Hast sie nicht gesehen?“ rief Satanow lachend, „wie im Handschuh von Schiller, da spieß das doppelt geöffnete Haus zwei Legeparden auf einmal aus.“

„Was für ein Gewehr?“ jammerte die Großmama, „wer will schießen mit dem Gewehr?“ Und sie rühte von Zimmer zu Zimmer und versteckte das Gewehr, die beiden Pistolen und den Säbel.

„So geh' hinaus, wenn Du so witzig bist,“ sprach Marjem gekränkt, „und wag' zu jagen den Hund davon, wenn Deine Courage so groß ist!“

„Soll ich das Kaporehündl*) sein für Alle?“ rief Satanow empört.

„Wie Du willst,“ erwiderte Marjem, die Abseln zuckend, „aber verstell Dich nicht, so heldenmütig wie Du bin ich auch noch.“

„Bist Du? Bist Du wirklich?“ spottete Satanow. „Jetzt sollst Du aber auf der Stelle sehen, ob ich mich verstehe.“ Er wollte zur Hintertüre hinausschlüpfen, aber Frau Tarnopol klammerte sich verzweifelt an ihn.

„Jaak, Jaakleben, willst Du mich strafen damit, daß Du opferst Dein junges Leben!“

„So laß mich doch.“

„Seligmann, halte ihn, hörst Du nicht —“

Es half nichts, Jaak Satanow entschlüpfte den weichen Armen seiner hübschen, üppigen Tante, und während er davoneilte, sank diese halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Es wahrte nicht lange, so rief der Talmudist:

„Da ist er, er hat zehn Teufel im Leibe, er kommt zu fahren, glaub' ich, mit einer Kanone.“

Alle stürzten an die Fenster und blickten hinaus.

„Das ist die Feuerspritze, die er hat,“ sagte Tarnopol gespannt.

„Ich kann es nicht sehen,“ wehlagte die Großmama und stellte sich bebend mit dem Gesichte zur Wand.

Wirklich kam Satanow mit der Feuerspritze herbei, und bei dem ersten kräftigen kalten Strahl, der ihn traf, sprang der Hund heulend auf und ergriff mit eingeklemmtem Schwanz die Flucht. Satanow stand wie ein siegreicher Heldherr neben seiner Feuerspritze. Langsam ging die Thür auf und der Talmudist steckte die lange Buckelnase hinaus.

„Am Ende ist der Hund gar nicht gewesen so wütend,“ sprach er.

„Wenn er ist gelaufen von dem Wasser,“ erwiderte Satanow mit einer vernichtenden Handbewegung, „muß er doch gewesen sein wasserscheu!“

Zur Zeit der Ernte ereignete es sich an einem Samstag Abends, nachdem Seligmann Tarnopol in dem Weine, der aus dem Becher, als Sinnbild des erbetenen Ueberflusses, übergeströmt war, die Wachskerze verlöscht und zum Abschied vom Sabbath das uralte Lied angestimmt hatte:

Gott Abram's, Jaak's und Jakob,
Behüt dein Volk Israel zu deinem Lob,
Da der liebe Schabbas geht dahin,
So soll die Woche wieder kommen
Uns zum Glück und allen Frommen
Zu Heil und Segen und Gedeih!“

während die Lampe angezündet und der Sabbath mit Glanz, wie er empfangen worden, fortgeschickt wurde, daß die

Bauern, die in der Woche für ihn gearbeitet hatten, ihren Lohn zu fordern kamen und von der Großmama für den Sonntagmorgen bestellt wurden. Alle ließen es sich gefallen, nur Koniuschko, der Soldat gewesen war und bereits dem Brantwein in der Kartschma mit großer Liebe zugesprochen hatte, wollte sich nicht entfernen, sondern begann zu lärmern und, als man eilig Türen und Jalousien schloß, mit seinem Stock an dieselben zu schlagen. Während Tarnopol, sein Bruder und seine Frau das Haus verammelten und die Großmama Alles, was einer Waffe gleichsah, sogar die Ofenzange und den Zunderhammer, sorgfältig verbarg, und der Talmudist, mit den Zähnen klappernd, die Befürchtung aussprach, der Wütherich könne zum Scherstein hereinsteigen, rief die Schwester Tarnopol's:

„Aber Jaak, Du bist so muthig, sprich Du mit ihm.“

„Warum soll ich sprechen mit ihm?“ erwiderte Satanow ärgerlich, „bin ich ein Redner? Bin ich ein Reb, der Wunder wirken, der mit einem Worte einen Menschen stumm machen oder ihn mit einem Blick zu Asche kann verbrennen? Soll ich wieder das Kaporehündl sein für Alle?“

„Jaak, Du wirst doch reden mit ihm,“ flüsterte Marjem, indem sie ihn bebend umschlang, „Jaakleben, ich kenne Dich.“

Satanow sagte nichts mehr. Einige Augenblicke später erschien er unter allgemeiner Spannung an einem der stark vergitterten Fenster, in einer Hand ein Gläschen, in der andern die strobunwundene Brantweinflasche.

„He, Koniuschko, süßes Täubchen!“ rief er laut, „Du schreist so sehr, gewiß bist Du durstig geworden.“

„Spotte nicht, Moseh!“

„Was ist in dieser Flasche,“ fuhr Satanow fort, „ist das etwa Spott? Koste nur einmal, theurer Freund.“

„Meinetwegen,“ brummte der Bauer. Satanow schenkte das Gläschen voll, nippte davon und reichte es ihm durch das Gitter.

„Sei gesund.“ Koniuschko leerte es auf einen Zug.

„Auch Du,“ erwiderte er, bereits sichtlich beruhigt. Satanow schenkte wieder ein.

„Was sehe ich,“ schrie er auf, „Deine Pfeife brennt nicht einmal, deshalb bist Du so übler Laune.“ Er reichte ihm seinen Tabakbeutel und Koniuschko begann sein Pfeifchen zu stopfen. „Nun sag' mir, was Du eigentlich willst, mein Geliebter, mein Seelchen?“

„Mein Geld sollst Du mir geben.“

„Morgen, mein Herrchen, morgen früh, auf den Kreuzer.“

„Meinetwegen,“ sagte Koniuschko, „morgen früh, aber wenn ich es morgen nicht bekomme, prügle ich euch Alle durch.“

„Morgen kannst Du uns nach Herzenslust prügeln oder werden, aber jetzt trinke.“

„Nicht ich allein, auch Du, Bruderherz,“ lallte der Bauer, „auf Du und Du, Du goldener Jaak, so einen Juden laß ich mir schon gefallen.“ Satanow that ihm aus der Flasche Bescheid. „So, mein Einziger, jetzt, — jetzt gib mir einen Kuß,“ fuhr Koniuschko fort. Beide drückten ihr Gesicht an das Gitter und der betrunkene Bauer küßte Satanow zärtlich auf die Wange.

„Jetzt geh' aber schlafen,“ sagte der Letztere, „verstehst Du, theurer Freund?“

„Ich gehe, Bruderherz,“ rief Koniuschko lächelnd, „aber Du — Du mußt mir aufspielen — nimm nur Deine Geige.“

„Warum nicht.“

Vergebens versuchten acht weibliche Arme Satanow zurückzuhalten, er holte seine Geige und ging, eine Kolumbja spielend, zur Thüre hinaus. Sofort begann Koniuschko, die Arme erhebend, zu tanzen und mit den Füßen zu stampfen, und tanzte schließlich, während Satanow mit der Geige voranging, zum Edelhofe hinaus. Man hörte ihn noch lange singen:

Leuchte, Vollmond, leuchte
In stiller Mitternacht!
Dich, Mädchen, nicht zu lieben,
Reizt nicht in meiner Nacht.“

Das war die zweite Heldenthat des Jaak Satanow.

„Es wird geben ein großes Maleer mit dem jungen Menschen, dem theuren Jaak,“ sprach die Großmama seufzend, „er ist zu kuraschirt.“

Als der Herbst sich zu melden begann, zeigten sich Räuber in der Gegend. Man hörte dieß und jenes, was die ängstlichen Herzen im Edelhofe zu Wieniza noch furchtsamer machte. In einer kalten und hellen Nacht pochte es plötzlich leise, aber deutlich an das Fenster der Stube, in der die Frauen schliefen. Alle erwachten und vom Schrecken gelähmt, wagten sie nicht einmal zu schreien. Frau Tarnopol schlüpfte hinaus und riß ihren Mann und Satanow aus süßen Träumen, die Großmama aber begnügte sich dießmal nicht, alle Waffen zu verstecken, sie schraubte von der Flinte und den beiden Pistolen die Hähne weg und riß von dem alten Polensäbel den Griff herab.

„Es sind gewiß Räuber,“ flüsterte der Talmudist.

„Geben wir ihnen zu essen und zu trinken,“ sprach Tarnopol, „und etwas Geld, dann werden sie uns nichts zuleide thun.“

„Jaak, geh' Du hinaus,“ flehte Marjem mit ihrem süßesten Blick.

„Soll ich denn das Kaporehündl sein für Alle?“ murmelte Satanow. Er schlich aber doch sachte zum Fenster

hin und blickte durch den Vorhang. Dann begann er laut zu lachen. Nicht Räuber waren es, die an das Fenster geklopft, sondern ein großer Nachtfalter, der vor dem Froste Schutz suchte. Man beruhigte sich und die Nacht verlief ohne Mord und Raub oder Brand.

Am nächsten Morgen suchte Satanow die Waffen zusammen und entdeckte den desolaten Zustand, in den die Großmama dieselben versetzt hatte, er fand endlich auch die Hähne und fand den Griff des Säbels, aber die Schrauben waren spurlos verschwunden. Er beschloß, Abends, nach gethener Arbeit, zu Miadus, dem Schmied, hinzugehen und dort Alles wieder in Stand zu setzen.

„Willst Du verlieren Dein junges Leben, Jaak,“ jammerte die Großmama, „dieser Miadus ist zwar ein Jude, aber hat er doch gedient als Sergeant bei den Kürassieren, und prügelt Jeden halbtodt, wer sich traut, ihn anzusehen, und seine Tochter, die There, ist noch wilder und schlimmer als er.“

Alle warnten ihn, aber Abends hing Satanow doch das Gewehr über die Schulter und schnallte den Säbel um, und steckte die beiden Pistolen in den Gürtel und machte sich auf den Weg. Da rief ihn Frau Tarnopol noch einmal zurück. Der Herd rauchte, er sollte ihn in Ordnung bringen.

Satanow brachte also den Herd in Ordnung und ging dann fort, und da ihm die hellen Tropfen über das Gesicht liefen, wuschte er sich mit den Händen den Schweiß ab und er sah nicht, daß seine Hände ruhig waren und er sich das Gesicht mit denselben ganz schwarz machte.

Die Anderen im Hause wollten es nicht glauben, daß er die Courage habe, zu dem riesigen wilden Schmied hinzugehen; ein Wort gab das andere und endlich zündete Frau Tarnopol die Laterne an und sie und ihre Kinder und ihre Schwester und ihr Schwager mit den ihren, und Tarnopol's Bruder und Schwester, und die Leute, Alle zusammen folgten Satanow. Nur Tarnopol und die Großmama blieben daheim.

Als Jaak Satanow durch das Dorf ging, stand er eine schreckliche Angst aus. Die großen Wollschunde sprangen rechts und links heraus und bellten ihn an.

„Warum ist es doch so finster,“ seufzte er, „daß die Hunde nicht sehen die Flinte und den Säbel! Gott hat mich ganz verlassen.“ Zuletzt kam er doch glücklich zur Schmiede und blickte durch das Fenster hinein. Miadus und seine Tochter, die schöne wilde There, saßen beim Tisch und aßen. Blühlich erblühte die Letztere Satanow's geschwärtzes Gesicht und den Lauf der Flinte, vom Schmiedefeuergrell beleuchtet.

„Rate, ein Räuber,“ sprach sie leise, „sieh' nur, er hat sich das Gesicht geschwärtzt und er hat auch eine Flinte.“

„Ruhig, mein Kind,“ erwiderte der Schmied, „gewiß sind noch Andere mit ihm, wir müssen sie gut empfangen, sonst erschießen sie uns.“

Als Satanow mit Gewehr, Pistolen und Säbel in die Schmiede trat, ging ihm Miadus freundlich entgegen und bot ihm die Hand, während die schöne There ihn einlud, mit ihnen zu essen und zu trinken.

„Ich danke herzlich,“ sagte Satanow, „ich brauche nur drei Schrauben, weiter nichts.“

Eben blickte Tarnopol's Bruder zum Fenster herein und der Schmied sagte leise zu seiner Tochter: „Siehst Du, die Anderen stehn draußen.“

There suchte dienstfertig die Schrauben und Miadus half Satanow die Hähne an dem Gewehr und den beiden Pistolen befestigen.

„Den Säbel lasse ich hier,“ sprach zuletzt Satanow, „nagelt mir die Klinge fest, morgen werde ich ihn holen und Alles bezahlen.“

„O! von Euch nehme ich kein Geld.“

„Ihr seid ja ein prächtiger Mensch, Miadus,“ antwortete Satanow vergnügt, „da Ihr aber schon so freundlich seid, vielleicht findet sich Jemand bei Euch, der mit der Laterne vorangeht nur bis zum Ende des Dorfes.“

„Gewiß, ich selbst will gehen,“ sprach die muthige There, zog rasch ihren kurzen schwarzen Lammfell an, entzündete das Licht in der Laterne und schritt voran. Satanow folgte ihr eine Weile schweigend, dann ging er neben ihr und endlich nahm er tapfer das Wort.

„There,“ sprach er, „warum bist Du so böse, daß Keiner sich in Deine Nähe wagt, und bist doch so schön?“

„Ob ich schön bin, weiß ich nicht,“ gab sie zur Antwort, „aber böse bin ich, das ist wahr.“

„Weißt Du, daß ich mich trotzdem nicht vor Dir fürchte,“ sagte Jaak, „ja, Du gefällst mir, besser als irgend ein Mädchen.“

„Du bist der erste Mann, der sich vor mir nicht fürchtet,“ entgegnete sie, „und das gefällt mir auch.“

Sie blieben am Eingange des Dorfes stehen und There bot Satanow zum Abschied die Hand, er aber schlang die Arme um sie und preßte sie an sein Herz.

„Willst Du mich tödten?“ murmelte sie bebend.

„Was fällt Dir ein, tössen will ich Dich, schöne There,“ und er küßte sie zweimal auf den rothen Mund. „Ich danke Dir,“ sprach er dann, auf den nahen Edelhof deutend, „hier bin ich schon zu Hause.“

„Ja, wer bist Du denn?“

„Ich? Ich bin Jaak Satanow, der Neffe des Herrn Tarnopol, gute Nacht, There!“

Das wilde Mädchen blieb wie erstarrt stehen und blickte ihm nach, sie fragte sich, warum sie sich so sehr ver

*) Kapores, Schlachtopfer, nennt man die Hühner, mit deren Leben die Juden am Vorabend des Versöhnungstages unter eigenthümlichen Ceremonien und Gebeten jenes ihrer Kinder gleichsam loszukaufen suchen.

*) Spitzname der galizischen Juden.

**) Volkslied.

ihm gefürchtet habe und sich so ruhig von ihm hatte küssen lassen? Ehe sie aber darüber in's Reine kam, war Satanow verschwunden.

„Hat er Dir geraubt einen Kuß, der Hajdamak?“ rief ihr Vater, als sie zurückkam.

„Wie weißt Du das?“

„Hat er Dich doch schwarz gemacht, der Räuber.“

„Es war ja gar kein Räuber, sondern Isaak Satanow.“

„Also ist er wirklich so muthig, wie die Leute erzählen.“

Satanow wurde daheim mit stiller Bewunderung empfangen. Die Anderen waren kurz vor ihm nach Hause gekommen und hatten erzählt, wie unerschrocken er mit dem wilden Schmied gesprochen und wie er sogar dessen böse Tochter zweimal geküßt habe.

„Er ist ein Held,“ sagte Tarnopol, „Gott hat ihn mir gesendet, ich lasse ihn auch nicht mehr fort.“

Am nächsten Abend erschien There im Edelhof, in ihrem kurzen schwarzen Lammfell, ihren rothen Stiefeln, den Säbel in der Hand, in der That mehr einer Amazone als einem Judenmädchen ähnlich. Alle erschrafen, nur Satanow nicht. Er ging hinaus und sprach mit ihr.

„Hier ist Ihr Säbel,“ sagte There sanft und verschämt, „aber wissen Sie, daß das ganze Dorf davon spricht, daß Sie mich gestern Nacht geküßt haben! Was soll ich thun?“

„Sag' lieber, schöne gute There, was ich thun soll?“

„Wenn Sie sind ein ehrlicher Mensch, sollen Sie mich heirathen.“

„Bin ich doch glücklich, There, wenn Du mich nimmst.“

Die Kaiser-Josefs-Feier in Wien.

(Bilder S. 268.)

Am 28. November v. J. beging die Stadt Wien und mit ihr das österreichische Land eine Feier zu Ehren des Tages, an welchem vor hundert Jahren Kaiser Josef den Thron bestieg. Die Gestalt Kaiser Josef's II., wie sie in der Weltgeschichte als die eines der sympathischsten Herrscher da steht, ist in Oesterreich wunderbar populär. Die Worte dieses Monarchen: „Das Diadem will ich mit der Liebe meines Volkes zieren“, sind in Erfüllung gegangen, freilich nicht bei Lebzeiten. Viel angefochten, vielfach gehemmt, weil er oft mit zu schnellen Schritten seiner Zeit voraus war, ist sein edler Wille, seine Hochherzigkeit, seine große Menschenliebe nie in Zweifel gezogen worden. Und die Edeltheite, welche er gesät, haben im Laufe der Zeiten ihre kostbare Ernte getragen, welche zu den höchsten Gütern der Menschheit gehören. Das Volk fühlt das, und deshalb liebt es seinen Kaiser Josef, er lebt noch heute unter ihm in Sagen und Anekdoten, die seine Menschenliebe feiern. Noch heute erzählt man sich, wie Josef einst einem Bauern pflügen half, um thatächlich zu beweisen, daß dieß eine ehrenvolle Beschäftigung sei, und um den Bauernstand dadurch zu heben. Man segnet in den Krankenhäusern noch jetzt sein reformatorisches Wirken auf diesem Gebiete der Menschlichkeit. Man erzählt von ihm, wie er arme, unglückliche Soldatenwitwen, die nicht zu ihrem Recht kommen konnten, unterstützte und für sie Partei nahm gegen den Schlandrian und das Uebelwollen nachlässiger Beamten; man spricht von seiner Pathenschaft bei einer armen Frau und von seiner Vernichtung der vom Vater geerbten Forderungen, welche der Staat ihm jetzt schuldig geworden. Oesterreich ist durch Kaiser Josef mit großer Energie in die Bahn eines modernen, ganz humanen Staates gedrängt worden. Das haben ihm auch nicht die Studenten vergessen, die einen feierlichen Aufzug an dem ehernen Standbild des geliebten Monarchen veranstalteten.

Die Reihe der Festlichkeiten begann am 28. November damit, daß verschiedene Korporationen aus nah und fern ihre kostbaren Kränze mit Inschriften an den Stufen des Monuments niederlegten. Am Abend fand der große Fadelzug der Studenten und aller freiwillig theilnehmenden Korporationen wie Einzelner statt. Mehr als anderthalbtausend Fadel- und Lampionträger begaben sich mit Musik zum Josefsmemorial, umgingen dasselbe mit donnernden Hochrufen und ein Studentenchor stimmte den Festgesang an. Die gesammte Breite des Ringes, soweit sich auf diesem der Zug bewegte, war von Menschen Kopf an Kopf bedeckt und die anderthalbtausend Lichter, an den hohen Häusern hin durch die jubelnden Massen wogend, gewährten einen imposanten Anblick.

Dieß stellt das Mittelbild unserer Illustration dar.

Am nächsten Tage war feierlicher Studentenauzug zu Wagen. Zweihundert Wagen führten die Burschen, welche, mit ihren Senatoren voran, im vollsten Wicks aufzogen, denselben Weg, welchen gestern der Fadelzug gegangen war. Am Monumente hielten die Wagen, die Deputirten legten die Kränze nieder, die Klingen wurden entblößt und im feierlichen Momente drängte das gemeinsame „Gaudemus“ gen Himmel. Eine Anzahl Abgeordneter des Reichsraths fand sich ebenfalls ein und legte Kränze an den Stufen des Erzbildes des Kaisers nieder, welcher segnend seine Hand über diese Ernte nach dem Tode hielt. — Am 30. November beging der Gemeinderath Wiens mit feierlicher Sitzung und Umzug in Prachtwagen das Fest. Darauf begab sich der Wiener Männergesangsverein zur Gruft, deren Pforten von drei Mönchen des Kapuzinerordens in Obhut genommen waren; während aus der Tiefe der Gruft schwaches Licht herausleuchtete, begannen die Männergesangsvereine ihren ergreifenden Gesang.

Der Sarg Kaiser Josef's steht schlicht und schmucklos auf dem Boden zu Füßen des prachtvollen und riesigen Sarkophagmonumentes seiner Eltern, Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz I. Vor dem Sarge am Boden waren noch Bethemmel aufgerichtet. Der Bürgermeister legte schwiegend und sich neigend auf den Sarg den Kranz nieder, dessen Schleifen die Inschrift trugen: „Ich liebe auf der Welt nichts mehr, als meine Mutter und den Staat.“ Worte des gezeichneten Kaisers. — Eine Rede des Bürgermeisters vor dem Monumente des Kaisers und Abends eine Illumination schloß diese erhebbende, würdige Feier, an welcher das Volk den wärmsten, lebhaftesten Theil nahm.

Albumblatt.

Trennung.

Ein Lebewohl von treuer Hand,
Das hält' ich gern dir zugesandt,
Doch darf fortan kein Wort von mir,
Kein Seufzer dringen hin zu dir,
Denn muß ich mich bescheiden
In meinem Leiden.

Das ist ein Abschied bitter schwer,
So trüben weiß ich keinen mehr;
Von Allem, das mein Herz erfuhr,
Empfind' ich, ach, das Eine nur
Und kann es doch nicht fassen:
Ich soll dich lassen!

Nicht länger hält es mich zu Haus —
Hinaus! In's Freie nur hinaus!
In düst'rer Oede liegt die Nacht,
Kein Sternenschein vom Himmel lacht,
Die wilden Stürme sausen
Mit Grimm und Grausen.

Das geht so recht nach meinem Sinn,
O führ' ich mit den Stürmen hin!
Und gingst du weit in's Land hinein,
So blieb' ich immer hinterdrein,
Ich wollte dich begleiten
In alle Weiten!

Nun muß ich hier im Dunkel stehn,
Hinauf die lange Straße sehn —
Ist's nicht der Weg zu meinem Glück,
Den ich für immer kam zurück?
Bald wird der schnelle Wagen
Vorbei dich tragen.

Wohl fühlst du beim Vorüberstiehn
Die Sehnsucht die zum Herzen zieht,
Und was verrathen dir kein Wort,
Das lebt in deiner Seele fort:
Wir sind zu allen Stunden
Uns tren verbunden.

(Aus: „Der Dämmerzeit“. Gedichte von Max Kalbeck
Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Flugbeladen.

Roman nach Emile Zola's

von

Emile Jacano.

Mit Autorentext für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

6.

Jean Renaud hatte sich ausgerichtet und lauschte. Schritte kamen ihm näher. Seine Stirne war mit Schweiß bedeckt. Das Weib kam dicht an ihm vorbei. Ihr Haar flatterte wirr um sie, sie schwang ihre Arme krampfhaft über dem Haupte.

Er ließ sie vorüber und folgte ihr dann in einer Entfernung von dreißig, vierzig Schritten. Sie ging rasch, aber Jean Renaud hatte ebenfalls noch gute Beine. Oft verschwand sie hinter einem Baume oder einem Busche, um im nächsten Augenblicke im Mondlicht wieder aufzutreten. Sie überschritt die Sableuse nochmals, über die steinerne Brücke. Von dort aus stürzte sie wieder auf die Wiesen hinaus, wo jetzt kein Busch und kein Baum sie dem Blicke Jean Renaud's entziehen konnte. Der Mond strahlte hell. Jean Renaud verzögerte jetzt seine Schritte, um von ihr nicht gesehen zu werden, denn oft wandte sie sich spähend um. Sie umging das Dorf, dann schlug sie plötzlich einen Seitenvogel ein und verschwand. Wie Jean Renaud seinerseits an dem Wege ankam, erblickte er sie nicht mehr. Aber sie mußte demselben gefolgt sein, und so schlug er ebenfalls diesen Weg ein. Plötzlich blieb er betroffen stehen. Da vor ihm lag der Kirchhof. Das Gespenst öffnete eben das Gitter desselben und schlich sich hinein. Plötzlich drang ein jähes Licht in Jean Renaud's Seele. Ein Blick der Freude, des Glückes leuchtete über sein Gesicht.

„O Gott, wenn sie's wäre! ...“ murmelte er. „Wenn sie's wäre!“

Und er folgte ihr auf den Kirchhof, leise, geräuschlos. Er schritt dem Winkel zu, in welchem sich das Grab des Ermordeten befand. Ein dumpfes Stöhnen drang an sein Ohr, und da — da! Der Schatten wälzte sich händelringend auf dem Grabe ...

Er zweifelte nicht länger. Dieses Weib, dessen Stimme ihn so seltsam bewegt hatte, diese Unglückliche, welche allnächtlich um den Seillonhof irrte und von den Leuten für ein Gespenst gehalten wurde — es war Lucile Mellier! ...

Er trat jetzt ganz nahe auf sie zu. Lucile umfaßte den Stein mit beiden Armen und schluchzte in denselben hinein und jammerte: „Ach, wann werde ich auch schlafen, schlafen den Schlaf, von dem man nicht mehr erwacht? O, hier, hier möchte ich sterben, des Nachts, das Haupt auf diesem Steine! Der liebe Gott

wird mir das erfüllen! O, sterben, sterben, sterben! ... Die Hölle, die Hölle habe ich ja schon hier auf Erden gehabt! Ich fürchte mich nicht vor ihr! Ich will sterben um jeden Preis. Jetzt, hier, heute! Was habe ich denn noch zu hoffen oder zu fürchten? Ich bin ja verflucht, verflucht, verflucht! ...“

Und sie fuhr in heftigster Bewegung in die Höhe und starrte mit wilden Augen auf den Stein herab.

„Der Stein ist hart!“ leuchtete sie. „Ein Schlag und mein Kopf ist zerschmettert und Alles ist aus ...“

Und sie wollte sich vornüberstürzen. Mit einem Sprunge war Jean Renaud bei ihr und packte sie an den Armen.

„Unglückliche!“ schrie er. „Was wollen Sie thun?“

Sie stieß einen rauhen, heiseren Schrei aus und starrte ihren Retter an.

„Laß mich!“ stöhnte sie und wollte sich losmachen. Alle ihre Glieder bebten. — „Bleiben Sie, hören Sie mich!“ sagte Jean Renaud mit flehender, sanfter Stimme. „Alle Ihre Leiden sind zu Ende, glauben Sie mir, Gott hat sich Ihrer erbarmt, Sie können noch glücklich sein! ...“

„Lüge! Lüge!“ kreischte sie. — „Ich schwöre Ihnen, daß ich die Wahrheit spreche.“ — „Aber wer sind Sie denn, daß Sie so zu mir sprechen?“ — „Ich bin einer der besten Freunde Lucile Mellier's,“ sagte er.

Sie fuhr zurück.

„Schweigen Sie! Schweigen Sie!“ rief sie dumpf. „Es gibt keine Lucile Mellier mehr. Ich bin die Verfluchte! Hören Sie? Die Verfluchte!“ — „Lucile, wenn Sie wollen, wird Ihnen Ihr Vater morgen seine liebenden Arme öffnen. Der Arme! Nur die Hoffnung, Sie noch mal wiederzusehen, erhält ihn am Leben, nur die Sehnsucht, Sie noch zu segnen, ehe er stirbt!“

Sie starrte ihn an, als habe sie ihn nicht verstanden. Dann sagte sie kopfschüttelnd: „Sie haben mir Ihren Namen nicht genannt.“ — „Lucile, dereinst nannten Sie mich Ihren Freund. Freilich, wie sollten Sie mich wiedererkennen, da sogar Jacques Mellier und Pierre Rouvenat mich nicht erkannt haben! O Lucile, auch ich bin elend gewesen, aber ich bin nicht verzweifelt. Der, auf dessen Grabe wir stehen, ist in meinen Armen gestorben, indem er Ihren geliebten Namen flüsterte. Neunzehn lange Jahre hindurch, Lucile, habe ich um Ihre Willen, um Ihres Vaters willen die Sträflingsjacke getragen.“

„Jean Renaud, Ihr seid's?“ rief sie mit bebender Stimme. — „Ja, Lucile, ich bin Jean Renaud, aber ich habe meinen Namen geändert. In Freimaurer nennt man mich Mardoché, den Bettler.“ — „Mardoché!“ murmelte sie und ließ ihr Haupt sinken. Und mit dumpfem Tone fuhr sie fort: „Drei Opfer sind jetzt hier auf dem Kirchhofe von Freimaurer vereint, drei Opfer Jacques Mellier's: ein todt und zwei lebend!“ — „Wir müssen das Vergangene vergessen, Lucile, und nur an die Zukunft denken.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ihnen bleibt eine Tochter, Jean Renaud, ein reizendes Kind — zweimal schon habe ich sie gesehen; Sie können von einer Zukunft sprechen. Aber ich? Ich habe nichts mehr zu hoffen.“ — „Lucile, Sie haben einen Sohn!“ — „Verloren!“ stöhnte sie schmerzlich. — „Lucile, so haben Sie also nicht verstanden, was ich damit meinte, als ich Ihnen soeben sagte, daß Ihre Leiden zu Ende seien! Freilich haben Sie Ihren Sohn verloren oder vielmehr, Sie sind von ihm getrennt worden, als Sie betäubt im Schnee der Landstraße auf dem Wege von Besoul nach Gray niedersanken.“ — „Woher wissen Sie das?“ schrie sie bestürzt. — „Sie waren dem Tode nahe, als Sie von Gaußlern aufgenommen wurden, nicht?“ — „Ja, ja,“ knirschte sie wild. „Die Gaußler ... Diese Elenden, sie haben mir meinen Sohn gestohlen! Was haben sie mit ihm gemacht, die Nichtswürdigen?“ — „Lucile, einer dieser Unglücklichen, der ärmste, der niedrigste derselben, hat Ihren Sohn angenommen, Jérôme Gosch hieß der Mann.“ — „Gestohlen hat er ihn mir, gestohlen sammt dem Gelde Rouvenat's!“ rief sie mit irren Blicken. — „Hören Sie mich an, Lucile. Gosch, der Gaußler, hat aus Ihrem Sohn keinen Seiltänzer gemacht. Er hat ihn aufgezogen und ihn geliebt wie sein eigenes Kind. Heute ist Ihr Sohn ein schöner, eleganter, gebildeter, braver, edler junger Mann ...“

„Jean Renaud, Jean Renaud,“ zitterte sie, „mein Sohn lebt also noch?“ — „Ja.“ — „Es ist wahr und keine Lüge?“ — „Weßhalb sollte ich Sie belügen?“ — „Ich weiß nicht. Aber ... man hat mich so oft belogen, so oft! ...“

„Wer das?“ — „Die Gaußler.“ — „Lucile, beruhigen Sie sich. Jean Renaud hat Sie zu lieb und achtet Sie zu hoch, um Sie zu belügen. Ja, Ihr Sohn lebt; ich schwöre es Ihnen, ich schwöre es Ihnen beim Andenken an mein armes Weib, ich schwöre es Ihnen bei dem Glück meines Kindes.“ — „Ich glaube Ihnen! o, ich glaube Ihnen, Jean Renaud!“ rief sie außer sich, indem sie in die Kniee sank und bitterlich zu weinen begann. — „Wie mußte sie leiden!“ dachte Jean Renaud.

Er ergriff sie am Arme und hob sie auf.

„Kommen Sie, Lucile,“ sagte er, „kommen Sie, wir wollen von ihm sprechen.“

Damit zog er sie mit sich. Sie verließen den Kirchhof und gingen den Seitenvogel entlang. Sie schritten eine Weile stumm dahin.

Lucile sprach zuerst wieder.

„Mein Kopf glüht,“ sagte sie, „mein Herz pocht zum Zerplatzen; aber es ist plötzlich wie eine tiefe Stille, wie eine große Ruhe über mich gekommen. Seit jener Un-

glückselig, da ich im Schnee niedergefallen bin, habe ich mich nimmer so wohl gefühlt. Ihre Worte haben sich wie Balsam auf meine Wunden gelegt! Mein Sohn lebt!... Mein Sohn lebt!... O Gott, mir ist, als sei mit einem Male der Fluch meines Vaters von mir genommen. Ich bin nicht wahnsinnig gewesen, Jean Renaud, aber seit vielen, vielen Jahren habe ich in einem fortwährenden Fieber gelebt, in einer seltsamen Verwirrung aller meiner Sinne. Ich konnte nicht mehr nachdenken! Nur ein einziger Gedanke war mir geblieben: der an mein Elend; nur eine einzige Idee: mein Sohn, mein Leon! Tag und Nacht glaubte ich mich von häßlichen Dämonen verfolgt, die mir ihre Krallen in's Herz preßten. Jetzt aber, jetzt ist es mir gewesen, als ob mir der Kopf zerfalle, als ob ein schwarzer Schleier, der alle Dinge verhüllte, zerrissen, als ob ich jetzt erst wieder ich selber sei!!! Jean Renaud, o, Jean Renaud, erzähle mir von meinem Sohne! Ich will Dir zuhören, immer, immer! Woher weißt Du, daß er lebt?" — "Weil ich ihn gesehen habe." — "Du hast meinen Sohn gesehen?" — "Ja. Aber Sie selber haben ihn auch gesehen, Lucile, in der vorigen Woche." — "Was sagst Du da?" — "Erinnern Sie sich, wie Rouvenat in den alten Brunnen gestürzt wurde?" — "Vom alten und vom jungen Parisel, diesen Elenden!" — "Sie waren dort, Sie haben also das Verbrechen mitangesehen?" — "Ich kam eine Minute zu spät. Aber ich weiß, daß Rouvenat gerettet worden ist." — "Auf Ihren Hülsen ruhten zwei Männer herbei..." — "Ich erinnere mich." — "Der Eine davon war ich." — "Und der Andere, Jean Renaud? Der Andere?" — "War Leon, Ihr Sohn." — "Mein Sohn! Mein Sohn!" rief sie. "Und ich habe ihn nicht wiedererkannt!..."

Und sie stützte sich wartend auf die Achsel Jean Renaud's. Ihr Blick richtete sich nach oben, strahlend vor Entzücken und Dankbarkeit!



Fluchbeladen. „Mir ist, als ob uns eine Gefahr drohe, Franz!“ (S. 274.)

7.

Nach einer kurzen Pause fuhr Lucile fort: „Rouvenat, das einzige Wesen, das mir in meinem Unglück ergeben und treu zur Seite stand, gerettet durch Dich und durch meinen Sohn! Ich bin dankbar dem Herrn! Das Kind hat die Schuld seiner armen Mutter gezahlt! Aber wo ist er jetzt? Wo ist er?“ — „Er ist in Paris, Lucile. Er weiß noch nicht, daß Lucile Mellier seine Mutter ist, er weiß nur, daß er der Sohn des Ermordeten ist. Rouvenat befindet sich in diesem Augenblick bei ihm, um ihm die volle Wahrheit zu sagen und ihn hieher zu bringen, hieher in die Arme seines ihn sehnstchtig erwartenden Großvaters, der ihn zu seinem einzigen Erben einsetzen will.“ — „O! Mein Vater will das? Das ist recht, Jean Renaud, das ist recht!“ rief sie bewegt. — „Jetzt aber wird er sicher Alles Ihnen übergeben. Die beiden Parisels, diese Schurken, werden rasen vor Neid, wenn sie sich das Vermögen entzweien sehen. Man hätte sie lieber bestrafen lassen sollen ihrer Unthat wegen. Sie bleiben immer gefährlich.“ — „Gewiß. Und sie sind ganz in der Nähe, sie schleichen jede Nacht um den Scullenhof herum, sie haben sicher wieder einen Schurkenstreich vor!“ Jean Renaud, wissen Sie, daß Franz Parisel in Ihre Tochter vernarrt ist? Um seine brutale Leidenschaft zu sättigen, ist er Alles zu thun im Stande. Jean Renaud, wachen Sie über Ihr Kind, so lange Rouvenat fort ist!“

Jean Renaud ballte die Hände. „Der Elende soll es wagen, mein Kind nur anzurühren, und ich erwürge ihn wie einen Hund!... Aber sprechen wir nicht mehr von diesen Schurken. Lucile, wollen Sie, daß ich Sie noch heute Nacht zu Ihrem Vater führe?“ — „Zu ihm?! Nein, nein!“ machte sie mit einer Bewegung des Schreckens. — „Er hat bereut, was er gethan. Nicht Sie verflucht er mehr, sondern seine blinde Wuth, die Ihr Leben zerstört hat. Er



In Kairo. Die Veranda in Shepheard's Hotel. (S. 267.)

Populäre Darstellung der verschiedenartigsten Krankheiten.

Aus dem Lehrbuch des berühmten Dr. Baldrian der leidenden Menschheit mitgeteilt von Max Scholz.



hat sein Verbrechen grauenhaft gebüßt. Gewissensbisse und Kummer haben aus ihm einen Märtyrer gemacht. Haben Sie ihn seit Ihrer Rückkunft jemals gesehen?" — "Ein einziges Mal... von ferne." — "Sie haben ihn sehr verändert gefunden, nicht?" — "Ja, sehr verändert!" — "Jacques Mellier ist nur mehr der Schatten seiner selbst." — "Sie glauben also, daß er mich wieder aufnehmen würde?" — "Ich sage Ihnen ja, daß die Reue ihn verzehrt, die Reue, so hartherzig gewesen zu sein gegen Sie! Er wird Ihnen die Arme öffnen, und nachdem er Ihnen geküßt hat, wird er Sie segnen! An dem Tage, wo er Sie verstieß, war er außer sich! Verzeihen Sie ihm. Er hat Sie ja angebetet. Er dachte seine Liebe gestorben, aber sie ist nie aus seinem Herzen gewichen. Kann denn die Liebe eines Vaters für sein Kind verlöschen? Nie!..."

Das arme Weib weinte still.

Dann sagte sie leise: "Jean Renaud, ich habe einst geschworen, nicht wieder zurückzukehren unter das Dach meines Vaterhauses, aber das Elend hat meinen Stolz gebrochen. Ich habe weder Kraft noch Willen mehr. Ich bin gedemüthigt worden von Gott wie kein zweites Weib, aber er hat sich jetzt meiner erbarmt. Mein Sohn lebt, ich soll meinen Sohn wiedersehen! Sie können nicht fühlen, was ich bei diesem Gedanken empfinde. Ich habe wieder Thränen, Thränen der Freude, meine Seele ist wieder licht geworden, ich atme wieder, ich hoffe, ich lebe! — O Gott, wie schön ist die Nacht! Ich sehe die Sterne wieder über meinem Haupte, es ist, als ob sie mir zulächelten! Herr, Herr, sei gepriesen in alle Ewigkeit!" — "Amen," sagte Jean Renaud. — "Aber heute will ich noch nicht zurück in mein Vaterhaus, Jean Renaud. Erst an dem Tage, wo mein Sohn mich dort empfangen wird, will ich es an Ihrer Hand betreten. Leon und Rouvenat müssen mir das Willkommen geben auf der Schwelle meines Vaters. Bis dahin darf Niemand ahnen, daß ich noch lebe. Ich will mich noch verbergen vor der Sonne im schützenden Walde: dunkel und des Nachts können wir uns ja treffen und von ihnen Allen reden. In drei Tagen kann Rouvenat mit meinem Kinde zurück sein, die sind bald vorbei." — "Nein, nein," sagte er dringend, "Sie dürfen nicht mehr ohne Obdach sein. Kommen Sie wenigstens mit mir in das Schäferhaus, auch dort sind Sie geborgen!" — "Gut, ich will Ihnen gehorchen, obwohl ich seit einem Monat schon an das Leben im Freien gewöhnt bin." — "Unglückliches Kind, von was haben Sie denn im Walde gelebt?" — "Während der ersten zwei Tage trank ich nur Wasser, am dritten aber quälte mich der Hunger so stark, daß ich Blätter und Wurzeln kaute." — "Schrecklich! Schrecklich!" murmelte Jean Renaud. — "Ich hatte noch ein wenig Geld. Ja, ich habe heute noch zehn Franken. Ich hätte wohl in Frémicourt, in Sueure, in Evry oder in Artemont Brod kaufen oder betteln können, wie ich, ach! so oft gethan, seit ich von meinem Kinde getrennt bin; aber die Furcht, erkannt zu werden, hielt mich zurück. Lieber wollte ich Hungers sterben!" — "Zwei Schritte von dem Hause Ihres Vaters!" rief Jean Renaud schmerzlich.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

Ihre Stimme, Jean Renaud, hatte mir ja noch nicht gesagt, daß der Himmel den Fluch, der auf mir lastete, gelöst habe!... Am vierten Tage begegnete ich den alten blinden Bettler Frémey aus Sueure mit seinem Hund. Sein Bettelsack war voll Brodstücken, auch Käse und Speck hatte er. Ich kaufte ihm die Hälfte seines Vorraths ab. Er war froh, ein paar Geldstücke zu erhalten, und ich war für eine Woche versorgt. Zugleich wurde zwischen uns verabredet, daß ich jeden Montag Nachts in seine Hütte kommen und ihm seine Sonntagsgaben ablaufen sollte. Und so, mein lieber Jean Renaud, ist es gekommen, daß ich nicht Hungers starb." — "Arme Lucile!" — "Und jetzt, Jean Renaud, wie steht es mit meinem Sohne? Hat er ein Geschäft, ein Amt? Was hat ihn in diese Gegend geführt?"

Jean Renaud erzählte ihr nun die Geschichte ihres Kindes und das Walten der Vorsehung. So waren sie bis an die Schäferhütte gekommen. Jean Renaud öffnete die Thüre, sie traten ein. Jean Renaud machte Licht und führte Lucile in die zweite Kammer.

"Diese Kammer hier ist zu meiner Verfügung, hier sind Sie ganz sicher. Gern möchte ich heute noch erfahren, was Ihre Schicksale seit jener Winternacht gewesen sind, aber Sie werden matt und schwach sein. Ruhen Sie, schlummern Sie. Und morgen..." — "Morgen sollen Sie Alles erfahren, mein lieber Jean Renaud. Gute Nacht also, gute Nacht!"

So schieden sie.

Jean Renaud warf sich auf das Lager des Schäfers draußen.

Lucile kniete in ihrer Kammer nieder und betete, betete aus tiefster, dankbarer, genesender Seele.

8.

Es mochte etwa ein Uhr Morgens sein. Jean Renaud schlief fest. Lucile hatte die Lampe verlöscht. Ehe sie sich aber zur Ruhe begab, wollte sie noch ein wenig Luft schöpfen. So öffnete sie das Fenster. Am Rahmen desselben lehnd, fiel sie in eine Art süßer, traumvoller Betäubung.

Plötzlich unterbrach ein Geräusch die tiefe Stille. Lucile horchte auf. Sie hörte ganz in der Nähe Schritte, dann ein Flüßeln.

"Wer kann zu dieser Stunde hier sein?" fragte sie sich. "Vielleicht gar die Pariser!"

Die beiden Flüßelnden standen hinter der nahen Gartenhecke und hatten keine Ahnung davon, daß sich Jemand in der Schäferhütte befand. Trotzdem sprachen sie so leise, daß Lucile trotz aller Aufmerksamkeit nicht hören konnte, was sie verhandelten. Sicher war es ein neuer Streich. Lucile mußte erfahren, was im Werke war. Sie schlich sich nach der kleinen Thüre, welche, wie sie wußte, in den Garten führte; dieselbe war von innen mit einem hölzernen Riegel geschlossen. Sie öffnete sie geräuschlos und glitt in den Garten hinaus und schlich nach der Hecke. Dort ließ sie sich leise im Grase nieder.

Gegen elf Uhr Nachts, als im Hofe Alles schlief, hatte sich die reiche Gertrud wie schon oft zu ihrem Stellbuchein mit dem schönen Franz geschlichen. Der junge Pariser war schon ungeduldig geworden.

"Weßhalb kommst Du so spät?" grüßte er. — "Ich kann nichts dafür. Sie sind so lange aufgeblieben, weil morgen Peterstag ist und der Herr den Arbeitern Wein aus dem Keller holen ließ, Alles zu Ehren des Herrn Rouvenat." — "Was geht das mich an! Ist sonst nichts vorgefallen?" — "Ja, gestern ist Herr Rouvenat mit dem alten Marboche über eine Stunde beim Fräulein gewesen. Und Abends war das Fräulein wie umgewandelt, voller Freude und Lust." — "Teufel, was soll das bedeuten? Ich werde dem alten Landstreicher auf die Finger sehen müssen!..." — "Das ist aber noch nicht Alles. Heute in aller Früh ist Rouvenat nach Paris gereist."

Der schöne Franz richtete sich mit leuchtenden Augen in die Höhe.

"Was? — Rouvenat ist in Paris?" — "Ja." — "Seltsam! Seltsam! Was kann er dort wollen?" — "Das weiß kein Mensch. Heute hat auch der Herr nach Saint-Trun um den Notar geschickt." — "Um den Notar!" rief der schöne Pariser ganz bestürzt. Plötzlich schien ihm ein Licht aufzugehen. Sein Gesicht wurde fahl und verzerrte sich vor Wuth; er knirschte: "O! Ich verstehe jetzt Alles! Blanche ist voller Freude, Rouvenat ist nach Paris, Mellier hat um den Notar geschickt... Es ist klar!" — "Was denn?" fragte die Magd schüchtern.

Er stierte sie zornig an.

Sie fühlte einen Schauer, sie bekam Angst vor ihm und wich zurück.

"Schon gut, schon gut!" krächzte er wuthbevend. "Ich will der schönen Braut meine Gratulation bringen!"

Und ein trockenes Lachen gellte aus seinem Munde.

Gertrud glöhte ihn verblüfft an. Sie verstand nicht, was er meinte, aber sie fühlte, daß etwas Schreckliches drohe.

Franz schwieg eine Zeitlang. Dann näherte er sich der Magd und flüsterte: "Morgen Nacht muß ich in den Hof gelangen." — "Was willst Du denn da?" stammelte sie.

Er packte sie roh am Arme und drückte seine Finger so tief in das Fleisch derselben, daß sie aufschrie.

"Du thust mir weh!" wimmerte sie. — "Weil Du eine neugierige Kreatur bist! Was geht es Dich an, was ich vorhabe? Du hast zu gehorchen, damit basta! Verstanden!" — "Ja... ja... bitte, verzeih' mir, sei nicht böse!" — "Also morgen um Mitternacht..." — "Ja..." — "Komm ich in den Garten." — "Ja. Ich werde Dir die kleine Pforte öffnen. Sei nur vorsichtig! Mir ist, als ob uns eine Gefahr drohe, Franz!" — "Du bist eine Narrin." — "Schau, ich habe ja nur Angst um Dich! Du schaust so zornig drein, als ob Du etwas Böses vorhättest." — "Unförm! Und jetzt geh' heim. Morgen um Mitternacht, vergiß nicht." — "Nein." — "Gute Nacht also."

Er entfernte sich. Sie lief ihm nach.

"Franz!" flüsterte sie furchtsam. "Franz! Sei nicht böse, aber ich habe solche Angst. Sag' mir nur, was Du in der Nacht auf dem Hofe willst?"

Er fuhr zornig auf. Dann murmelte er dumpf: "Neugierige Person! Wenn Du's durchaus wissen willst — ich muß erfahren, was Rouvenat in Paris macht. Und das soll mir Fräulein Blanche sagen." — "Sie wird aber schon schlafen." — "So werde ich sie aufwecken." — "Und wenn sie's selber nicht weiß oder es nicht sagen will?" — "Dann habe ich ein Mittel, sie zu zwingen." — "Franz, Du wagst viel!" — "Was geht das Dich an? Gute Nacht." — "Noch ein Wort!" — "Sprich schnell." — "Hast Du mich wirklich ein wenig lieb?" — "Freilich." — "Erinnerst Du Dich an Dein Versprechen? Wirst Du mich einst zu Deiner Frau machen?" — "Sobald mein Vater den Seuilhof hat. Wie oft soll ich Dir's sagen? Und jetzt geh' endlich. Auf morgen!"

Die Magd ging langsam, gesenkten Hauptes nach dem Hofe zurück. Sie war böse und dumm. Aber sie hatte den schönen Franz so sehr lieb.

Dieser suchte seinen Vater auf, der ihn hinter den Stallungen des Hofes erwartete.

9.

"Na, was gib's?" fragte dieser. "Du hast das Mädel gesehen. Wird der Alte bald abtragen?" — "Er denkt nicht daran. Der ist so zäh wie der alte Rouvenat, den der Teufel wieder aus dem Brummen gezogen hat." — "Dumm genug waren wir, daß wir uns mit dem albernen Knechte abgaben und umsonst in Gefahr brachten. An den alten Geizhals hätten wir uns halten sollen. Er ist ein Halb-

narr und Menschenfeind. Hätte man ihn eines Morgens erwürgt in seinem Bette gefunden, würde es geheißen haben: Selbstmord in einem Anfall von Geistesjerrüttung! Und heute wäre das ganze schöne Vermögen unser. Jetzt freilich ist's zu spät. Nach dem Falle mit Rouvenat würde man an keinen Selbstmord mehr glauben. Nun, noch ist nichts verloren, so lange der Alte kein Testament macht."

"Er wird aber eins machen." — "Unförm!" — "Nein, nein, 's ist so." — "Was soll das heißen?!..." — "Daß er daran denkt, die Zukunft des Mädels sicherzustellen. Er selber hat keinen Willen mehr und thut Alles, was Rouvenat vorschlägt. Die Sache ist ernst. Er hat Rouvenat nach Paris geschickt und hat seinen Notar bestellt." — "Was Du sagst! Um sein Testament zu machen?" — "Oder einen Heirathskontrakt aufzusetzen," zischte Franz, indem er die Hände ballte. — "Einen Heirathskontrakt!" — "Ja." — "Du glaubst doch nicht, daß der alte Narr noch an's Heirathen denkt?" — "Warum nicht gar. Aber Blanche will er verheirathen, das ist sicher." — "Blanche! Und an wen denn?" — "Sicher an den jungen Stutzer, der vor einiger Zeit da herumgestrichen ist und der Wamsfelle den Hof gemacht hat. Sie hat sich in ihn vernarrt, das weiß ich. Der Sed hat natürlich keinen Heller und spekulirt auf die reiche Erbin. Er hat sich an den alten Marboche gemacht und den Tagdies für sich gewonnen und ist dann nach Paris zurück. Marboche hat nun gestern Blanche und Rouvenat gehörig bearbeitet. Der hat wieder den alten Geizhals vorgenommen und ist jetzt in Paris, um den jungen Schwindler im Triumph als Freier herzubringen. Anders kann's nicht sein, denn Blanche, welche in letzter Zeit unerhört stumm, ist seit gestern wieder munter wie eine Lerche. Glaubst Du, daß ich's errathen habe?" — "Du bist ein Teufelskerl!" rief der Alte in Bewunderung. — "Aber..." — "Was?" — "Wenn der Pariser wirklich keinen Heller hat, sollte es mich wundern, daß man ihm Blanche gibt." — "Sie ist ja vernarrt in ihn, sage ich Dir. Und dann ist noch ein Grund da: Rouvenat hat bis jetzt allen Freiern, die sich um die Schönheit beworben, kurzweg die Thüre gewiesen. Weßhalb? Weil sie Blanche für die Tochter des reichen Mellier hielt. Nahm man einen Freier an, dann mußte man ihm die Wahrheit sagen, und die Tochter eines Sträflings nimmt man nicht so schnell zur Frau. Man wollte also einem Skandale vorbeugen und wies Alle ab. Der Pariser Schwindler wird aber nicht so heikel sein. Wenn man dem Mädel eine tüchtige Mitgift gibt, nimmt er ihren Vater, den alten Banditen, gern in Kauf. Und deshalb ist Rouvenat zu ihm gereist, und deshalb ist die Hochzeit in Aussicht." — "Du bist ein Schlaupops!" nickte der Alte. — "So ist's und nicht anders!"

So sprechend, waren sie bis an die Hecke der Schäferhütte gekommen. Dort ließen sie sich auf einen umgestürzten Baumstumpf nieder und fuhren zu flüstern fort.

"Da ist also Gefahr im Verzuge," meinte der Alte weiter. "Ich glaube jetzt selber, daß das Mädel Alles haben soll! Aber das darf nicht sein! Himmel und Erde, das will ich doch sehen! Eher erwürge ich sie. Wenn ich denke, daß Mellier in seinem Zimmer, im Schreibstische allein an zweihunderttausend Franken in Werthpapieren liegen hat!... Franz, ich sage Dir, wenn ich diese Papiere hätte, ich glaube, ich würde auf den Rest verzichten!" — "s wäre auch ein hübsches Schmerzensgeld!" höhnte Franz. "Leider wird's ebenfalls in die Tasche der Erbschleiderin wandern." — "Das wollen wir doch sehen! Weist Du, wann Rouvenat zurückkommt?" — "In zwei, drei Tagen vermutlich." — "Mellier ist allein und er schläft wie eine Ratte." — "Zeit er Opium nimmt." — "Man kann in sein Zimmer gehen, ohne daß er aufwacht." — "Freilich." — "Der Schlüssel zum Schreibstische ist stets in seiner Westentasche?" — "So ist's." — "Während er schläft, kann man den Schlüssel nehmen, die Schubladen öffnen und..." — "Würdest Du Dich trauen?..." — "Und ob!" — "Aber wenn er aufwacht?"

Der alte Schuft lachte heiser.

"Wenn er aufwacht, desto schlimmer für ihn!..." — "Du hast Recht. Die Sache lohnt sich der Mühe! Zwei, vielleicht dreihunderttausend Franken sind schon ein hübsches Vermögen!..." — "Damit geht man in's Ausland. In zwei Schritten sind wir über die Grenze..." — "Dort theilen wir?" — "Ja. Aber Eines ist noch nöthig." — "Und das wäre?" — "Du mußt bei der rothen Gertrud dahin bringen, daß sie uns in der Nacht in's Haus läßt." — "Das ist bereits abgemacht. Morgen um Mitternacht läßt sie uns ein."

Der alte Pariser schaute seinen Sohn überrascht an.

Der schöne Franz hatte sein abscheuliches Lächeln. "Du hast also die nämliche Idee gehabt wie ich?" fragte der Vater. — "Nein," entgegnete er barsch. "Ich habe eine andere." — "Und welche denn?" — "Höre. Wir treten mit einander ein." — "Natürlich. Während ich den Sekretär öffne, bleibst Du am Bette, und wenn der Alte sich rührt, drückst Du ihm das Kopfkissen über's Maul." — "Nein," sagte Franz kurz. "Du mußt Deine Sache allein ausführen. Ich führe unterdessen die meinige aus." — "Was willst Du damit sagen?"

In diesem Augenblicke war's, daß Lucile an die Hecke geschlichen kam und sich in's Gras kauerte.

Die Augen des jungen Schurken glühten wie die eines Tigers, als er fortfuhr: "Ich? Ich werde der schönen Blanche einen Besuch machen. Sie soll an mich denken!"

Ich habe geschworen, daß sie mein sein muß, und morgen Nacht... — „Franz, Franz, Deine thörichte Leidenschaft für das Mädel hat uns schon einmal geschadet, nimm Dich in Acht, sie wird uns noch verderben!“ — „Was kümmerst mich? Mein Blut wallt, mein Kopf wirbelt, ich liebe sie toll, närrisch, schrankenlos, Alles hätte ich für sie hingegen, selbst Dich, Alter! Und jetzt, jetzt hasse ich sie ebenso glühend, wie ich sie geliebt habe. Sie muß mein werden!...“ — „Sie verabscheut Dich aber, sie wird um Hülfe schreien.“ — „Dann erwürge ich sie!“ rief er wüthend. „Ich lehre mich an nichts! Sie haben mich fortgestoßen, sie haben mich auf's Neueste getrieben! Rache will ich, blutige Rache, und wenn sie mich auf's Schafot bringen sollte!...“

Selbst der alte Schurke schauderte bei diesen Worten. „Uebrigens“, grinste der Sohn höhnisch, „möchte ich der schönen Braut auch ein Hochzeitsgeschenk machen!“ Mit diesen Worten erhob er sich. „Komm!“ sagte er zu seinem Vater. Und sie entfernten sich.

(Fortsetzung folgt.)



Die Nahrungsmittel aus der Pflanzenwelt*.)

Ich weiß, daß Sie, wie viele Frauen, sehr geneigt sind, die Suppe für das Hauptstück des Mittagessens zu halten. Wenn ich auch diesen Standpunkt nicht theile, so bin ich weit entfernt, die großen Tugenden einer guten Suppe, möge sie nun aus Fleischbrühe oder pflanzlichen Stoffen bereitet sein, zu unterschätzen; ja, ich habe Ihnen sogar schon zugegeben, daß ich sie als ein Nahrungsmittel, wenn auch nicht als eine Nahrung ansehe. Dagegen bringt mich Ihre Erwähnung der Suppe auf eine Frage, die ich allerdings schon früher hätte abhandeln sollen, die aber hier ihre Stelle finden mag, weil sie von großer Wichtigkeit ist.

Jede, auch die beste Suppe, wirkt schädlich, wenn sie sehr heiß gegessen wird. Es versteht sich, daß dieser Satz auch für alle anderen Speisen gilt; doch wird bei keiner so oft und so stark gebührend wie bei dieser.

Wir verschlucken ohne Umstände Suppen, die wir uns sehr bedenken würden über unsere Hände zu gießen, weil wir dann fürchten müßten, uns zu verbrennen. Aber die Mißhandlung ist deshalb nicht weniger schlimm, weil man die Folgen nicht so unmittelbar sieht wie auf der äußeren Haut. Auch die Schleimhaut unseres Verdauungsapparates wird durch zu hohe Temperaturen geröthet und mit Blut überfüllt. Wird sie öfter solchen Mißhandlungen ausgesetzt, so ist hartnäckiger Katarrh die notwendige Folge. Geleitet wird dieser ungünstige Einfluß, wenn man, wie das leider oft genug geschieht, unmittelbar darauf kalte, womöglich noch mit Eis gekühlte Getränke zu sich nimmt. Ruin der Zähne und Ruin des Magens wird früher oder später den Unvorsichtigen bestraft.

Also schähen Sie immerhin Ihre warme Suppe, liebe Freundin, aber essen Sie sie auch bloß warm und nicht heiß.

Bei der Beschreibung der pflanzlichen Nahrungsmittel kann ich mich, da die allgemeinen Wirkungen der Nährstoffe ja bekannt sind, kürzer fassen. Ihre Wirksamkeit verdanken sie wesentlich dem in ihnen enthaltenen Pflanzeneiweiß, dem Stärkemehl und den anorganischen Salzen. Während in den Produkten des Thierreichs der Gehalt an Eiweiß das Vorherrschende war, überwiegt in den meisten pflanzlichen Nahrungsmitteln der Gehalt an Kohlenstoff, hauptsächlich repräsentiert durch das Stärkemehl und den ungefähr gleichwerthigen Zucker. Von einem dritten sehr kohlenstoffreichen Nährmittel, dem Fett, das aus beiden Reichen geliefert wird, werden wir später sprechen.

Daß ohne die Pflanzen Thiere nicht bestehen können, ist Ihnen schon bekannt, daß sie auch für den Menschen direkt einen außerordentlichen Werth haben, beweist die uralte Kultur der für den Menschen wichtigsten Nährpflanzen, der Getreidearten und der Hülsenfrüchte. In der That kann man behaupten, daß erst mit dem Anbau dieser Pflanzen, mit anderen Worten mit dem Feldbau, die Civilisation der Menschen begann. Erst durch ihn wurden die bisher nomadisch lebenden Völkerstämme sesshaft, erst durch ihn war es möglich, daß der Einzelne auf einem verhältnismäßig beschränkten Raume hinreichende Nahrungsmittel nicht nur für sich, sondern auch für Andere erzeugte. Deshalb ist es auch ein eignes Naturgesetz, daß die fortschreitende Kultur die wilden Völker vernichtet. Die Jägervölker brauchen zu ihrer Ernährung einen ungeheuren Raum. Sind die civilisirten Menschen in Folge ihrer natürlichen Vermehrung gezwungen, in diesen Raum einzudringen, ihn zu beschränken, so gehen die nur von der Jagd lebenden Ureinwohner unfehlbar zu Grunde, wenn sie nicht ihre ganze Lebensweise ändern und sich ebenfalls dem Ackerbau widmen wollen.

Die Pflanzen, deren wir uns zu unserer Ernährung bedienen, sind hauptsächlich, wie schon erwähnt: die Hülsenfrüchte und die Getreidearten, außerdem noch die Kartoffeln, die frischen Gemüse und das Obst.

Die Hülsenfrüchte enthalten in einer unlöslichen Schale eine Reihe von Nährstoffen, die sie der Milch und dem Fleische sehr ähnlich machen; sie enthalten am meisten Eiweiß. Bohnen, Erbsen und Linen sind vorzügliche Nahrungsmittel und verdienen auch

unter den wohlhabenden Klassen mehr Beachtung, als ihnen gewöhnlich geschenkt wird.

Die Getreidearten: Korn, Weizen, Roggen, Hafer, sowie in einzelnen Gegenden der Buchweizen und der Mais liefern uns das Mehl, und durch dessen Vermittlung unser unentbehrlichstes Nahrungsmittel, das Brod. Die Vereitung des Brodes hat den Zweck das in rohem Zustande ziemlich unverdauliche Stärkemehl in eine löslichere Form überzuführen. Durch die Gährung des Brodes, die wir durch zugeführte Hefe erzielen, wird nicht nur das Stärkemehl theilweise in Zucker verwandelt, sondern auch — durch die sich entwickelnde Kohlensäure — das Brod locker gemacht. Die beim Backen sich bildende Kruste verhindert das zu schnelle Verdunsten des Wassers.

Welche Brodsorte die nahrhafteste sei, ist bis jetzt nicht mit absoluter Sicherheit festgestellt; während in Rußland und Deutschland vorzugsweise Schwarzbrod gegessen wird, bedienen sich die Franzosen und Engländer fast ausschließlich des Weißbrodes.

Es leuchtet nach dem Obengesagten von selbst ein, daß das Brod eine vorzügliche Zutat zu den meisten Speisen ist, namentlich zu solchen, die sich durch hohen Eiweiß- und geringen Kohlenstoffgehalt auszeichnen.

Daß sich die einzelnen Mehlsorten auch noch in anderer Weise verwenden lassen, und zwar, mit Milch gekocht, als Brei oder Suppe, ist bekannt. Hafermehl bildet in dieser Form eine vorzügliche Nahrung für Kinder, ebenso der Buchweizen.

Wenn man die außerordentliche Verbreitung der Kartoffel betrachtet und sieht, wie sie in verhältnismäßig kurzer Zeit ein wahrhaftes und, wie es scheint, fast unentbehrliches Volksnahrungsmittel geworden ist, so fällt der Ausdruck ordentlich schwer, daß ihr Nährstoff sich als höchst unbedeutend herausstellt. Sie enthält bis zu 70 Prozent Wasser, sonst hauptsächlich Stärkemehl. Die Kartoffel kann Anspruch darauf machen, als eine angenehme und wohlthätende Zutat zu gelten; wo sie als Hauptnahrung auftritt, sind die Folgen für die Ernährung immer traurig. Außer Zweifel steht es, daß der vorwiegende Genuß derselben bei Kindern häufig Stropheln erzeugt. Da sie in großen Mengen gegessen werden muß, um einigermaßen zu nähren, so treibt sie sehr bald den Magen und den Unterleib auf; der Kartoffelbauch der Kinder ist bei den ärmeren Klassen ein leider sehr häufiger Befund. In vielen Gegenden könnten an ihre Stelle gewiß mit Vortheil der Buchweizen oder die Kastanie treten.

Anders verhält es sich mit den grünen Gemüsen; trotzdem auch sie zum großen Theile aus Wasser bestehen, entsprechen sie einem wirklichen Bedürfnisse des Körpers. Bekannt ist, daß sie allein im Stande sind, den durch längeren Genuß von Salzfleisch entstandenen Stroph zu heilen. Ihre Wirksamkeit beruht wesentlich darauf, daß sie die wichtigsten Nährsalze fast alle enthalten. Allerdings dürfen wir nicht, wie es bei uns meistens geschieht, sie in Wasser abkochen, um die Brühe, die fast alle löslichen und nahrhaften Bestandtheile enthält, einfach wegzuschütten. Die Franzosen, die alten Meister der Kochkunst, hüten sich vor diesem Fehler. Dort wird vielmehr das Wasser, in dem die Gemüse gekocht wurden, als Zusatz zur Suppe verwendet, und diese dadurch nicht bloß schmackhafter, sondern auch nahrhafter gemacht.

Auch das Obst kann als Nahrungsmittel bezeichnet werden. Seine Wirkung beruht außer auf dem vorhandenen Zucker noch auf dem Gehalt an verschiedenen organischen Säuren. Für Kinder ist das Obst während der Entwicklungs- und Wachstumsperiode ein werthvolles Nahrungsmittel, und die Abneigung vieler Eltern, ihnen den Genuß desselben zu gestatten, ist reines Vorurtheil. Reifes Obst ist den Kindern niemals schädlich, allenfalls läßt sich noch das Verbot von Pflaumen und Reineclauden rechtfertigen; die Beeren aber, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und gutes Kernobst, Birnen, Äpfel und Trauben sind für sie nicht nur nützlich, sondern geradezu nothwendig.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der zwar sorglosen Hausfrauen schon längst bekannt ist, der aber trotzdem noch oft genug zu Gesundheitsbeschädigungen Veranlassung gibt. Bei dem Kochen von Gemüse, von Obst und überhaupt bei allen Speisen, die Säuren enthalten, ist es nothwendig, auf die Beschaffenheit der Kochgeschirre zu achten. Es ist bekannt, daß die Glasur vieler Töpfe Blei enthält, das, wenn es mit Säuren in Berührung kommt, in lösliche und dann äußerst giftige Bleisalze übergeführt wird.

Man schützt sich gegen diese Gefahr am einfachsten durch das wiederholte Auskochen der neuen Töpfe mit starkem Essig. Die Gefahr der Grünspanvergiftung durch den Gebrauch kupferner Geschirre muß dagegen bei einiger Vorsicht als ziemlich geringfügig bezeichnet werden; selbstredend ist, daß die Speisen nicht in diesen Gefäßen stehen bleiben dürfen.

Einen der für den Ertrag der verbrauchten Körperbestandtheile unentbehrlichsten Nährstoffe bildet das Fett, das uns sowohl vom Pflanzen- als vom Thierreich in verschiedenen Formen dargeboten wird. Es gehört zu den an Kohlenstoff reichen, von Stickstoff dagegen freien Körpern, und kann, wie wir gesehen haben, zum Theil ersetzt werden durch Stärkemehl oder Zucker, wobei wir von letzteren Stoffen allerdings die doppelte Menge benötigen würden. Dem Fett ist im Haushalte des Körpers eine sehr wichtige Rolle zugetheilt. Nicht nur dient es zur Erhaltung und unter Umständen zur Vermehrung des im Körper vorhandenen Fettvorraths, sondern es verhindert auch in hohem Grade den Zerfall und zu raschen Verbrauch des Körpereiwisses; es spart Eiweiß.

Mit anderen Worten: es wird verwendet nicht sowohl zum Organisaufbau als zur Erhaltung; es dient vornehmlich den Zwecken der Atmung und Wärmebildung. Dieß ist auch der Grund, warum in hohen Breiten sehr große Mengen von Fett genossen werden; der Grund, daß wir im Winter fette Speisen mit Vergnügen essen, die uns im Sommer mit Widerwillen erfüllen würden. Lange Zeit hat man sich vergeblich bemüht, zu erforschen, in welcher Weise das Fett vom Körper aufgenommen würde; daß es im Magen nicht verdaut werde, wußte man schon lange. Wir wissen jetzt, daß es die Absonderungen zweier Drüsen des Verdauungskanales, des Pankreas und der Leber, das die Bauchspeichel und die Galle sind, welche das Fett in einen Zustand überführen, der es den Darmwandungen und den in ihnen befindlichen Organen erlaubt, dasselbe direkt aufzusaugen und dem Blute zuzuführen.

Das aus dem Thierreiche stammende Fett genießen wir indirekt mit dem Fleische, denn jedes Muskelstück enthält noch einen bestimmten Prozentsatz Fett, oder direkt in der Form von Butter oder Schmalz, Rinderfett u. s. w.; das aus dem Pflanzenreich stammende kommt auf unsere Tafel meistens in der Gestalt von fetten Oelen, Rüböl, Rohnöl oder Olivenöl.

Das Fett verlangsamt den Stoffwechsel; wir haben daher in ihm ein vorzügliches Mittel, in einer bestimmten Weise auf die Ernährung solcher Personen einzuwirken, deren Stoffwechsel ein zu reger ist. Es sind dieß magere, sehr lebhaft oder erregbare Personen, und vor Allem Kinder, deren Eiweißverbrauch ein sehr starker ist. Heranwachsende und namentlich schnellwachsende Kinder bedürfen unbedingt einer genügenden Menge Fett oder seiner Ersatzmittel, Stärkemehl oder Zucker, am besten beide Klassen von Nahrungsmitteln zusammen.

Die ausnahmslos in allen Klassen und allen Ländern sich findende Vorliebe der heranwachsenden Jugend für Butterbrod ist deshalb physiologisch vollständig gerechtfertigt.

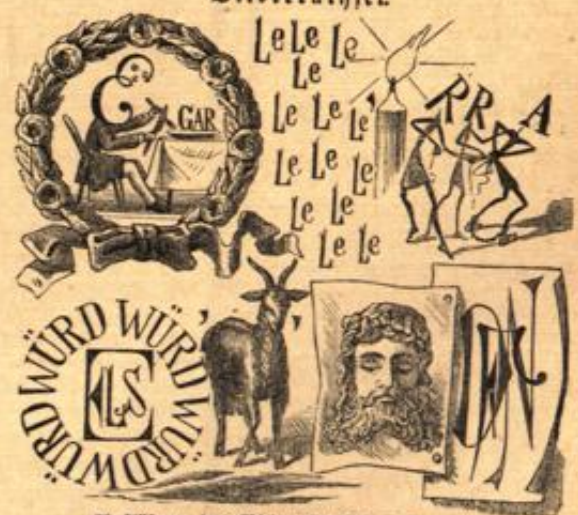
Deshalb bitte ich Sie recht herzlich, verehrte Frau, schelten Sie nicht, wie dieß so viele sparame Mütter thun, falls Ihre Jungen, wenn sie müde und hungrig aus der Schule kommen, sich die Butter ein bißchen auf's Brod streichen; im Gegentheil, erlaubt es Ihre Speisekammer, so legen sie noch ein Stück Fleisch auf das Butterbrod; Sie können dann überzeugt sein, den Kindern eine sehr zweckmäßige, ja fast vollkommene Nahrung gereicht zu haben, die auf geringstem Raume alle für die Erhaltung und das Wachsthum des menschlichen Leibes nöthigen Stoffe enthält.

Lassen Sie mich diesen langen Brief mit der kurzen Erwähnung der anorganischen Salze schließen, die neben Eiweiß, Fett und Wasser dem Körper zugeführt werden müssen. Als deren Repräsentanten betrachten wir das Kochsalz. Welch große Bedeutung dasselbe im Körperhaushalte hat, geht daraus hervor, daß wir es in allen Geweben und Flüssigkeiten unseres Leibes finden. Nicht nur die Thiere — ich erinnere nur an das Salzstreuen für die Schafe, an die Salzlecken für das Wild — sondern auch die Menschen haben instinktmäßig das Verlangen nach Salzgenuss und ertragen dessen Fehlen nur sehr schwer; ja, Versuche haben ergeben, daß Hunde bei fortgesetzter Fütterung mit ganz kalzarmen Nahrung binnen wenigen Wochen an Salz hunger zu Grunde gehen. Es verdankt das Salz diese Wichtigkeit vor Allem der Eigenschaft, mit begierde Wasser anzuziehen; selbst durch thierische Gewebe hindurch behält es diese Fähigkeit. Bringt man in eine, mit einer thierischen Membran (Blase) verschlossene Röhre Salz und taucht dieselbe in Wasser, so zieht das Salz mit großer Kraft durch die Membran hindurch Wasser an. Ganz dieselbe Wirkung entfaltet es in unserem Körper. Durch diese Eigenschaft vermehrt es die Bewegung der Flüssigkeiten in den Organen, die Wanderung des Säftestromes von Zelle zu Zelle in bedeutendem Maße, und erhöht dadurch den Eiweißumsatz. Außerdem aber liefert es höchst wahrscheinlich einen Theil des Materials für die im Magen unentbehrliche Salzsäure und regt nicht nur den Appetit, sondern auch die Verdauung an. Sie sehen also, die allgemeine Werthschätzung dieses einfachen und glücklicherweise in der Natur so allgemein verbreiteten Stoffes ist gerechtfertigt, und die Steuer auf das Salz, dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnis, hat mit Recht von jeher zu den unpopulärsten Auflagen gehört.

Winterfärbung der Blätter.

Ueber den Farbenwechsel, welchem das Pflanzengrün (Chlorophyll) der ausdauernden Blätter mit Eintritt des Winters unterliegt, theilt Professor Wiesner Folgendes mit: Die gelbe Farbe entsteht unter dem zerstörenden Einflusse des Sonnenlichts bei mangelnder Neubildung des Blattgrüns. Die Braunfärbung wird dadurch hervorgerufen, daß ein Theil des Chlorophylls durch die vom Sonnenlichte in niedriger Temperatur bewirkte Entfesselung gewisser Stoffe eine Bräunung erfährt, die übrigens unter Umständen, die noch nicht genügend erforscht sind, verschwinden kann, so daß die ursprüngliche (grüne) Farbe wieder zum Vorschein kommt. Was dagegen die rothe Farbe anbelangt, welche wesentlich durch die Vegetationsruhe bedingt ist und bald abhängig, bald unabhängig vom Lichte aufzutreten pflegt, so wird dieselbe auf die Bildung von Anthocyan zurückgeführt. Scheinbare Uebergänge einer dieser drei Farben in eine andere, namentlich vom Gelb zum Braun, haben in einer Kombination derselben ihren Grund.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 251:

Bescheidenheit ohne Maß ist verkappter Stolz.

Charade.

Es wird der ersten Paar geschritten,
Viel Prunk getrieben mit der Dritten,
Das Ganze famisch oft geritten.

Auflösung d. s. Blumenräthfels Seite 252:

Rönigstörze.

* Aus: „Gesundheitslehre für das Volk“. In neunzehn Briefen von Dr. Franz Hofer, gekürzte Preisschrift, Wien, Fackel & Friedl, ein vortheilhaftes Schriftchen, das wir unseren Lesern warm empfehlen können. Sammtliche neunzehn Briefe sind gleich klar und gleich anziehend und belehrend, wie der hier mitgetheilte, geschrieben.

